

# Der Querschnitt

Dezember 1933 / Preis M. 1,50



*Die Gedankensünde*

URBAN ROEDL  
MATTHIAS CLAUDIUS

Ein deutsches Volksbuch

ca. 350 Seiten / Ganzleinen / RM. 3,75

*Ein Buch, das den Lebensgang eines großen, laueren Menschen und Dichters schönster deutscher Verse erzählt, sollte keiner besonderen Empfehlung bedürfen. Wie erst, wenn es den Beruf erfüllt, altes Unrecht gutzumachen und einen kaum Gekanntten, doch immer Verkanntten nach Gebühr zu ehren! Matthias Claudius, in Literaturgeschichten und Lesebüchern als biederer, einfältiger Poet und Hausvater fortlebend, ersteht hier als eine großartige Gestalt: ein Mensch im Einklang mit sich selbst, ein Lyriker, Gelehrter, Gläubiger, dessen Werk unmittelbarer und unbedingter Ausdruck einer menschlichen Haltung ist. Und nicht allein er ist uns so wiedergewonnen, der wahre Asmus, der Bote, Freund und Liebende; neben ihm tritt zum erstenmal seine Rebekka, unsterbliches „Bauernmädchen“, das eine vollkommene Frau war, ins Licht. Um das edle Paar aber und seine Schicksale bewegen sich die erlauchten und umstrittenen Gestalten der klassischen Epoche, Dichter und Schriftsteller, Theologen und Politiker, Frauen und Schwärmer und Originale. Das ganze geistige Leben Deutschlands von der Anakreontik bis zu den Befreiungskriegen widerspiegelt sich so in dieser Geschichte des Wandsbecker Boten, der in allem Wechsel der Zeiten unbeirrt ein Anwalt der Natur, des Volkes und des Glaubens blieb.*

KURT WOLFF VERLAG / BERLIN

# DER QUERSCHNITT

XIII. Jahrgang

Dezember 1933

Der Querschnitt erscheint monatlich einmal und ist durch jede Buchhandlung, durch jede deutsche Postanstalt, laut Postzeitungsliste, oder direkt vom Verlag zu beziehen. Preis des Heftes M 1,50. — In Österreich: S. 3,—; in der Schweiz: Fr. 1,90. — Vierteljährlich (ab 1. Januar 1934) M 4,— (S. 8,—) bei freier Versendung innerhalb Deutschlands und Österreichs. Zahlungen durch jede Buchhandlung oder direkt an das Postscheckkonto der Kurt Wolff Verlag 'A.G., Berlin 64650. — Ausländische Bezieher können den Gegenwert von M 4,— und die Portospesen mit Postanweisung an den Kurt Wolff Verlag, Berlin NW 87, Flensburger Straße 21, senden.

Sie können für sich oder einen Ihrer Freunde mit diesem Bestellzettel den Querschnitt abonnieren:

Hier abtrennen

An den Kurt Wolff Verlag, Berlin NW 87, Flensburger Straße 21

Ich nehme ein Vierteljahrsabonnement des Querschnitts für mich selbst, für

auf und sende Ihnen den Betrag von RM 4,— durch die Buchhandlung

durch Einzahlung auf Ihr Postscheckkonto Berlin 64650  
durch Postanweisung direkt an Ihren Verlag.

Name: .....

Straße und Hausnummer: .....

Ort: .....

Land: .....

(Entsprechend ausfüllen und Nichtgewünschtes streichen.)



GUSTAV FREYTAG

# DIE AHNEN

In über 1300 Spalten gedruckt, in Ganzleinen gebunden, mit über 100 ganz- und halbseitig. Bildern **4<sup>80</sup> RM.**

---

Wir haben uns entschlossen, dieses Werk, das erst durch diese Ausgabe — gleichzeitig Roman und deutsche Kulturgeschichte — zum hervorragenden Dokument des Werdens deutschen Volkstums wird, dem deutschen Volke und insbesondere der deutschen Jugend als Gabe auf den Weihnachtstisch zu legen. Da es eine ähnlich billige und ausgezeichnet ausgestattete Ausgabe bisher nicht gab, wird das Buch in diesem Jahre eines der beliebtesten Geschenkbücher werden.

---

In jeder Buchhandlung erhältlich

**KURT WOLFF VERLAG / BERLIN**

# DER QUERSCHNITT

XIII. Jahrgang

Dezember 1933

Heft 9

## FAMILIE UND VERWANDTES

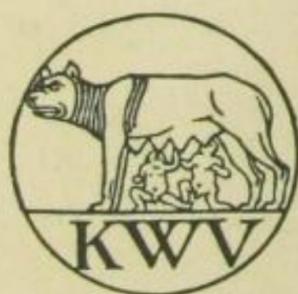
<i>Robert Scheu: Die Familie als Lebenswert . . . . .</i>	577
<i>Wolfgang Weyrauch: Gebet . . . . .</i>	582
<i>André Maurois: Betrachtungen über die Ehe . . . . .</i>	583
<i>Hans Fallada: Vom Kälbchen zum Murkel . . . . .</i>	586
<i>Richard Wieren: Schicksal des Familien-Jüngsten . . . . .</i>	589
<i>Leopold Wölfling: Getäuschte Restaurationshoffnungen . . . . .</i>	593
<i>Soldatenlied: Reiterliebe . . . . .</i>	596
<i>Paul Wiegler: Die Sippe um Napoleon . . . . .</i>	597
<i>Urban Roedl: Claudius, der Familienvater . . . . .</i>	605
<i>Joachim Ringelnatz: Jenem Stück Bindfaden . . . . .</i>	610
<i>Tikkeri: Die Bundeslade . . . . .</i>	611
<i>Prof. Dr. A.E.Hoche: Zur Psychologie des Verwandtenhasses . . . . .</i>	613
<i>Max Maria Rheude: Wer hat den Stein geworfen? . . . . .</i>	615

### Marginalien:

Familienszene unter Habsburgern / Anleitung zu Familienszenen / Tod, wo ist dein Stachel (in U.S.A.)? / Wie lernten Sie Ihre Frau (in Spanien) kennen? / Krankheit in der Familie / Russische Bauern-Sprüche / Die Wanderung der Weihnachtsgeschenke / Der Neujahrstag in Japan / Notizen / Gedichte eines Gelehrten / Kleiner Knigge für den Umgang mit Vätern vierjähriger Töchter / Bücher-Querschnitt

Mit Zeichnungen und Kunstdrucktafeln

Umschlag nach einer Zeichnung von Felix Nußbaum



KURT WOLFF VERLAG / BERLIN

1\*





*Lob der Häuslichkeit*

*Schäfer-Ast*

## Die Familie als Lebenswert

Von

*Robert Scheu*

**E**s ist immerhin eine auffallende Tatsache, daß man über das Familienleben, was es ist und sein könnte, oder gar, wie es zielbewußt zu gestalten wäre, verhältnismäßig wenig spricht und nachdenkt, dergestalt, daß die Frage, ob es so etwas wie eine Anleitung zum häuslichen Glück und Wohlbefinden geben könne, etwas Überraschendes hat.

577

Warum eigentlich gibt es keinen Führer und Ratgeber für die Pflanzung, Pflege und Züchtung von Familien, während doch so viele für den persönlichen Erfolg an die Hand gegeben werden und es an Anleitungen für die Errichtung eines Gartens oder einer Wirtschaftsanlage und anderer lebenswichtiger Dinge nicht mangelt?

Die erste Antwort, die sich anbietet, lautet: weil die Familie so überwiegend ein Gegenstand der Natur ist, daß man sie gar nicht in den Bereich des freien Willens und der bewußten Planung zu ziehen für nötig hält andererseits aber dort, wo es noch ein Familienleben auf lange Sicht gibt, eine Tradition besteht, die es nicht nötig hat, ausdrücklich formuliert zu werden. Erst in diesen Zeiten, wo die Familie in ihrer Bedeutung und ihrem Zusammenhalt so stark gelockert und gelichtet ist, daß die zentrifugalen Kräfte die Oberhand gewinnen, wird sie Gegenstand bewußter Überlegung.

Es hat in allen Zeitaltern immer wieder große Krisen des Familienlebens gegeben, und allemal haben sich Staatsmänner und andere Volksführer gefunden, welche den Zerfall der Familie durch besonders wohlgedachte Maßregeln aufzuhalten gesucht haben. Fast immer bedient man sich dabei des Schlagwortes: Die Familie ist die Grundlage des Staates, als ob die Familie nicht anders als mit dem Hinweis auf ihre mittelbare Nützlichkeit gerechtfertigt werden könnte. Warum sagt man nicht einfach: Die Familie ist die einzige oder zumindest die vollkommenste Verwirklichung der Menschlichkeit als solcher, die eigentliche und unumstößliche Form, in der das Leben schön, sinnvoll und wesentlich ist? Der Mensch, der sich mit keiner Familie innerlich bejahend, freudig und dauernd verbunden fühlt, ist seelisch und gemütlich obdachlos und kann auch geistig zu keiner abgerundeten Daseinsform gelangen. Er ist arm. Die Fülle des Lebens schenkt sich nur der glücklichen Gemeinschaft, die, um eine bestimmte Häuslichkeit gruppiert, mit ihr sachlich verbunden, die Stufenfolge der Generationen anschaulich widerspiegelt und einen wechselseitigen Austausch der Sympathien und Interessen, die einer willkürlichen Zerreißung widerstreben, gewährleistet.

Der einzelne kann freilich auch abseits von einer solchen Gemeinschaft leben, und es mag für ihn sogar von einem höheren Standpunkt aus notwendig sein, sich vollständig von allen wie immer gearteten Bindungen dauernd freizuhalten; aber sein menschliches Wirken, Fühlen und Dasein wird diesen Mangel irgendwie zu büßen haben, seine Urteile, Schätzungen und Leistungen, ja sogar seine Weltanschauung wird einen geringeren Grad von Dichtigkeit und Sättigung aufweisen. Wer in der Familie nur einen Notbehelf oder gar nur eine lästige Begleiterscheinung des Daseins erblickt, wer sie äußerlich und innerlich abschüttelt, dem fehlt ein lebenswichtiger Bestandteil des Ichs, ohne den es keine Ganzheit gibt.



Es wäre verlockend zu schildern, was ein fröhliches Familienleben alles bietet, wie entzückend es sein kann; wobei noch zu bemerken wäre, daß selbst schlecht lebende Familien für ihre Angehörigen immer noch mehr leisten, als diese zuzugeben geneigt wären. Es könnte dargestellt werden, wie selbst der abseits hausende Groller und Schmoller, der von seinen Verwandten nichts sehen und hören will, immer noch den Gewinn hat, in jener Gruppe den Zurechnungspunkt zu besitzen, der ihn davor bewahrt, im leeren Raum zu schweben. Aber der Einwand liegt nahe: Erzähl uns keine Märchen. Wie sieht heute und gegenwärtig die Familie aus, kann

sie denn überhaupt noch bestehen in der Erscheinungen Flucht und im Strudel der endlosen Umwälzungen? Und wer hat wirklich das Glück, einem wohlgerundeten Kreis anzugehören, dem er sich lustvoll verbunden fühlt oder der ihm wenigstens nicht unleidlich ist? Nicht was die Familie sein sollte und könnte, sondern was und wie sie wirklich und heute ist, sei maßgebend und der Erörterung würdig. Ist die Familie nicht in der Regel eine wahre Brutstätte tragischer Verwicklungen und bei näherer Prüfung nicht die Geschichte jeder Familie, im Zusammenhang gesehen, eine einzige Kette von Mißgeschick und Leid? Finden nicht seit jeher die Dichter den ergiebigsten Stoff zu Trauerspielen im Wechsel der Generationen, im Streit zwischen den Eltern und Kindern, der Eifersucht der Vettern, im Undank und Haß der Sippen? Und bieten nicht andererseits gerade die sogenannten glücklichen Familien ein abstoßendes Bild mit ihrem Dünkel und Besitzstolz, ihrer gegenseitigen Überschätzung, ihrer Herrschsucht, ihren abgeschmackten Gewohnheiten und angezüchteten Gebrechen? Das Tragische und das Komische ist nirgends so zu Hause. In der Familie werden die bösen und minderwertigen Eigenschaften der Menschheit mit besonderer Deutlichkeit offenbar. Die Überwindung der Familie, die Verengung ihrer Rolle, ihre Abdankung in der Gesellschaft erscheint in dieser Beurteilung und Einschätzung als die Voraussetzung jeder Höherentwicklung der Menschheit: der Freiheit, der Gerechtigkeit und besonders des guten Geschmacks. Wahlverwandtschaft trete an die Stelle des Blutes — so lautet die Losung der Freigeister und derer, die sich für solche halten.

Soviel steht fest: wenn und wo die Familie keine sachliche und örtliche Unterlage hat, wo weder Besitz noch ein Erbgut noch räumliche Nachbarschaft das Zusammenbleiben erfordert und erzwingt, reichen die idealen Werte in der Regel nicht aus, der Zersetzung zu widerstehen. Die Familie im klassischen Stil, die in Generationen vertikal und horizontal gegliederte, wird immer mehr zur Seltenheit; damit aber auch schwindet die gesellschaftliche Gruppe, die sich um die Familie konzentrisch aufbaut und durch Querverbindungen zu einem einheitlichen Körper verschmilzt, und damit eigentlich auch die Gesellschaft selbst, wie sie bisher bestanden hat.

Es gibt heute nur noch familiäre Inseln; wenige wirklich durchwohnte und durchlebte Häuser, die ein Eigenleben führen; und noch seltener haben sie die Kraft und Fähigkeit, größere Kreise um sich auszubilden und zu erhalten. Die zweckbestimmten Gemeinden, wie die Klubs, Parteien und noch mehr die Zufallsverbindungen treten an ihre Stelle. Und das ist ein sehr unvollkommener Ersatz, denn das Vitamin des Gemüts und der Gemütlichkeit mangelt. Es ist eine sozusagen kalte Gruppenbildung, die innerlich nicht durchseelt ist und daher auch leicht zerflattert und zerfällt,



Erich Engel

Schaufenster in Berlin



Altes Paar



Schwälmer Kinder

Retzlaff



Aalweber und Frau in Hamburg

Elisabeth Hertz

keinen Lebensstil und kein festes Publikum ausbildet, weil ihr das Künstliche ihres Ursprungs immer anhaftet.

Ebendeshalb ist die Frage zeitgemäß, wie man auch heute noch ein familiäres Leben aufrichten und führen und ob die Häuslichkeit als Kernstück des gesellschaftlichen Wirkens erhalten werden kann. Leute, die heute noch ein geordnetes und auch für außenstehende Personen anziehendes Familienleben führen und dabei gastfreundlich gesinnt sind, sollten als die wahren Retter und Förderer der Kultur, des Volkes und des Staates angesehen werden; man hätte ihnen zu huldigen und sie mit Ehre zu überschütten und sie zu lieben als die Quellen des verfeinerten Wohlbehagens aller. Wer ein solches helles, glückliches, gepflegtes und gastfreies Heim gestaltet, vollbringt eine hohe und dankenswerte Leistung und ist in einem gewissen Sinne wahrhaft schöpferisch.

Für diese und jene, die den Ehrgeiz haben, ihr häusliches Glück mitzuteilen und in die Breite zu tragen, wäre die Technik zu schreiben, für jene aber, die keine ihnen ebenbürtige Familie besitzen, die Kunst, den richtigen Anschluß zu finden, als Hausfreunde, Hintersassen, Trabanten und künstlerische Mitschöpfer solcher begnadeter Heime.

★

Nicht jeder, der ein offenes Haus hält und eine gute Tafel zur Verfügung stellt, hat deshalb schon die Eignung und Sendung zur Ausbildung eines lebendigen Kreises. Die erste Voraussetzung ist, daß er vorerst selbst schon in seinem eigenen Heim alle Ansätze besitzt, an welche sich die Umgebung zwanglos und selbstverständlich anschließt wie in einer Wohnung, wo schon alle Kontakte eingebaut sind. Es soll niemand hoffen, andere Herzen dauernd an sich zu ziehen, der nicht im engeren Heim das Gleichgewicht gefunden hat und wo nicht sämtliche Glieder des Hauses an der Wärme teilnehmen und sie mittätig, mitliebend produzieren. Wo auch nur einer oder eine heimlich abseits steht oder schief liegt, wird sich das unbedingt in der Gesamtstimmung fühlbar machen. Mir ist ein Haus bekannt, wo es seit vielen Jahren immer hoch hergeht und ein geradezu stürmisches Kommen und Gehen herrscht und die Gastlichkeit geradezu verschwenderisch geübt wird, und trotzdem weht immer eine gewisse Kühle durch die Räume, die allen Gästen zwar fühlbar, aber nicht erklärlich ist. Der Grund liegt vermutlich in einem traurigen Geheimnis, das zwar gut gehütet ist, aber trotzdem wie ein Eisblock die Atmosphäre herabstimmt. Ein Haus, das man nicht um seine innere Harmonie und den Reichtum der Liebe bewundern kann, wo es überhaupt nichts an höheren Werten zu beneiden gibt, kann nur eine gleichgültige Menge versammeln, aber niemals eine wahre Verschmelzung herbeiführen. Zum richtigen und vollkommenen Familienleben gehört notwendig der angeschlossene Kreis, und

wo er dauernd fehlt, wird die Binnenwirtschaft bald öde und auf die Länge sogar blöde und widerlich. Dieses In-der-eigenen-Wärme-Kochen, die Familiensimpelei mit einem Wort, ist gleichbedeutend mit einem Laster und außerdem eine Geschmacklosigkeit und ein Beweis innerer Armut; schon um der Ablenkung und Verteilung willen und aus seelischer Ökonomie bedarf die Familie, und je mehr sie harmoniert, um so mehr, des äußeren Ringes, an den sie Wärme abgibt, um nicht im eigenen Fett zu zer-dünsten.

Die Führung und Heranbildung einer Familie ist letzten Endes nicht nur eine wirtschaftliche und pädagogische, sondern darüber hinaus eine architektonische Aufgabe, bei der alle Figuren nach ihrer Rolle und Bedeutung abzustimmen und einzusetzen sind, dergestalt, daß sie sich gegenseitig und die angeschlossenen Freunde immerwährend anregen, steigern und befruchten. Der Hauptreiz aber der Familie, der ihren eigentlichen Lebenswert ausmacht, besteht darin, daß ihre Glieder ganz absichtslos, bloß durch ihr Dasein, ihre natürlichen Äußerungen und alltägliches bescheidenes Tun eine fortschreitende lückenlose Handlung erzeugen, während der Einschichtige, z. B. der Junggeselle, immer auf Zeit- und Raumausfüllung bedacht sein muß und gewissermaßen immer ein Programm und eine Tagesordnung benötigt, nur um sich selbst täglich aufs neue seinen Daseinszweck zu beweisen. Die Familie erzeugt das unscheinbare und doch so folgenschwere Geschehen mühelos im Haus, in einem gelassenen, aber nie stockenden Rhythmus, der die Grundlage alles Behagens ist. Ohne Aufruf und Stichwort treten die Figuren nacheinander auf und spenden Tag für Tag, Stunde für Stunde reichlichen Stoff für das Ganze, an dem es sich rankt und fortbewegt.

---

## Gebet

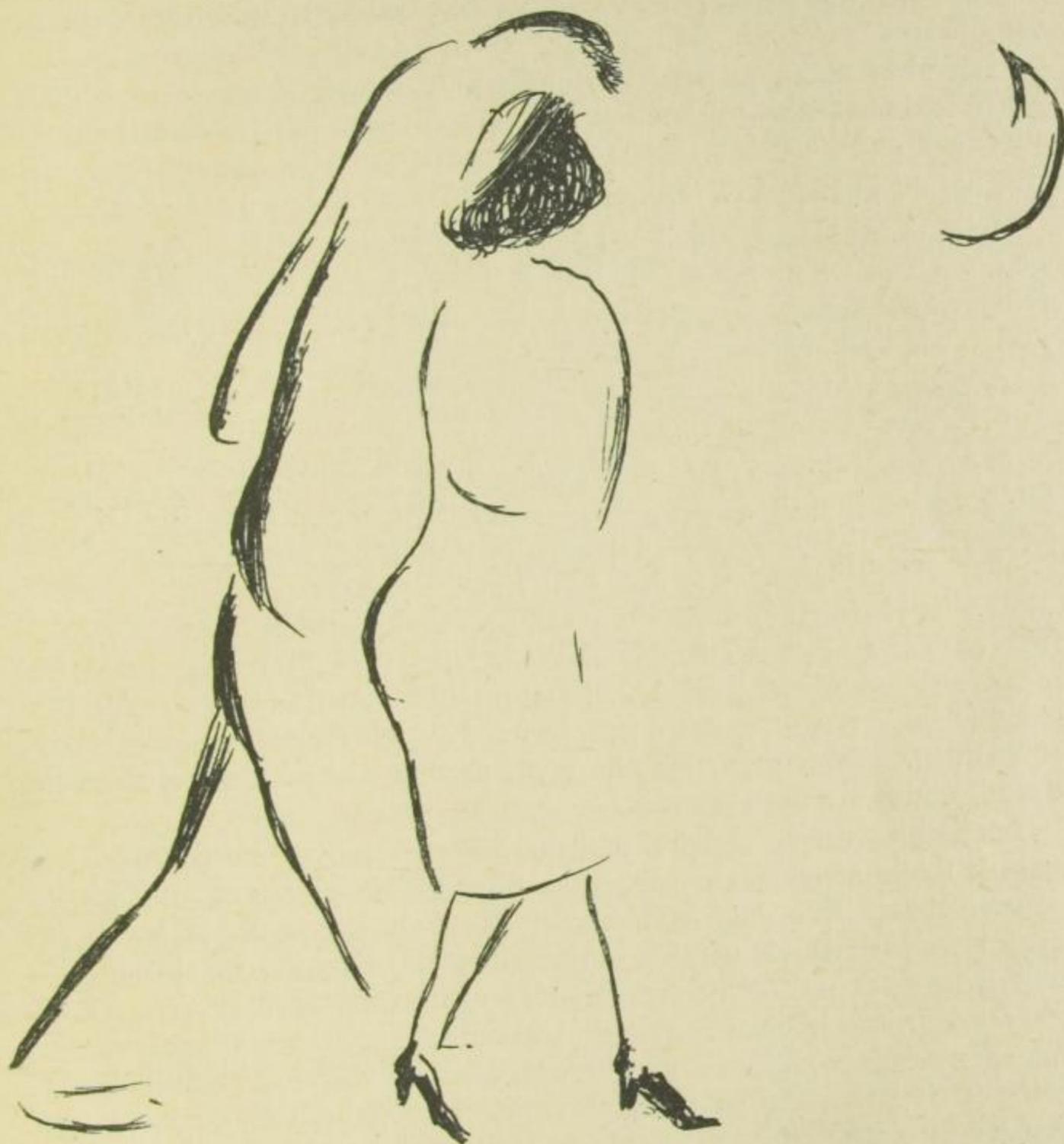
Wir möchten gerne, daß es uns glücklich geht,  
daß ein schöner, guter Etern über uns steht.

Wir bitten sehr, daß wir gesund sind,  
die Mutter, die meine Frau ist, ich und das ungeborene Kind.

Wir wüßten zu ertragen große Pein schlimmen Falls,  
doch schwele uns die Pein bitte nicht über den Hals.

So möge es sein, daß bis zu unserm gemeinsamen Grab  
ein jeder von uns alles ineinander mit dem andern hab.

*Wolfgang Weyrauch*



*Georg Hetzelein*

## Betrachtungen über die Ehe

Von

*André Maurois*

Vor drei oder vier Jahren machte in den Vereinigten Staaten ein Funktionär des öffentlichen Unterrichtswesens die naive Feststellung, daß die Wahl eines Gatten oder einer Frau von den meisten jungen Leuten ohne wahrhaft wissenschaftliche Methode getroffen werde; er schlug deshalb vor, an den bedeutendsten Universitäten einen Kursus einzuführen,

583

in dem man die Kunst lernen könne, einen Gefährten oder eine Gefährtin zu wählen.

Ich weiß nicht, ob sein Vorschlag durchdrang, aber, wenn es diesen Lehrstuhl jetzt gibt, möchte ich ihn gern für eine Stunde einnehmen und ungefähr das Folgende sagen:

„Meine Damen und Herren!

Ich möchte zuerst, um Ihnen die Wichtigkeit des Studiums zu beweisen, dem wir uns widmen werden, Ihre Aufmerksamkeit auf die Widerstandsfähigkeit der Einrichtung der Ehe lenken. Sie ist seit fünfzig Jahren ebenso heftig wie systematisch angegriffen worden.

Alle diese Angriffe stützen sich, meine Herren, auf Beweisgründe, die man in zwei Gruppen einteilen kann:

a) Ökonomische Gründe. Viele Frauen verdienen heutzutage selbst ihren Lebensunterhalt. Der Bruch einer Gemeinschaft ist für sie nicht mehr wie einst eine tödliche Gefahr. Sie können, wenn es sein muß, ihre Kinder erziehen, und überdies hilft ihnen der Staat reichlich.

b) Physiologische Gründe. Ob man es nun tadelt oder gutheißt, es ist eine Tatsache, vor allem in Amerika, daß viele Paare heute eine Ehe mit der festen Absicht schließen, keine Kinder zu bekommen. Die Ehe, wie wir sie kennen, ist aus der Schwierigkeit, eine Familie großzuziehen, entstanden. Wenn diese Familie nicht existiert, worin besteht dann der Vorteil eines so engen Bandes?

Ich glaube, meine Herren, daß diese Betrachtungsweise falsch ist und daß die Rechtfertigung der modernen Ehe in einer ganz anderen Richtung zu suchen ist. Für mich stammt der dauernde Erfolg dieser Institution aus folgendem Grund: daß für ein menschliches Paar das wirkliche Glück außerhalb eines fast unlösbaren Bandes nicht vorstellbar ist.

Fast alle menschlichen Wesen (und oft selbst jene, die von vielen Freunden umgeben scheinen) leiden unter ihrer Einsamkeit. Die Eitelkeit, die Scham zwingen sie dazu, Rollen zu spielen, die ihrer wahren Natur mehr oder weniger ungemäß sind. Das einzige Heilmittel dagegen ist die Freundschaft, das heißt, die innige Verbindung von zwei Wesen, eine Verbindung, die völliges Vertrauen, die Teilung aller Geheimnisse, die Gemeinsamkeit von Glück und Unglück gestattet. Aber die vollkommene Freundschaft ist sehr selten. Zwischen Männern und Frauen ist sie zerbrechlich und vergeht, sobald sich zwischen den beiden Menschen das Gefühl der Liebe regt. Unter Männern kann sie sehr schön sein, aber sie wird — von Ausnahmefällen abgesehen — durch die Zufälle des Lebens gestört oder zumindest abgeschwächt: Entfernungen, Veränderungen des Milieus, ungleiche Erfolge, Heirat. Zwei Schicksale nähern sich, sind eine Zeitlang beinahe miteinander verschmolzen, dann gehen die Wege wieder auseinander — und beide Menschen sind wieder allein.

Damit die Fessel der Vereinsamung gebrochen werde, muß der Mensch an die Dauerhaftigkeit eines Gefühles glauben können. Wie soll man sich aber völlig rückhaltlos einander anvertrauen, wenn man damit rechnen muß

daß jener, dem man Vertrauen schenkt, morgen der Vertraute eines anderen sein wird? Was wir brauchen würden, wäre eine feierliche, fast religiöse Freundschaft, ein Gelöbniß. Dergestalt, meine Herren, sehen wir uns zu dem Gedanken der Ehe zurückgeführt. Was die Ehe im wahren und tiefen Sinne des Wortes ausmacht, ist der feste Wille bei denen, die sie eingehen, sie für das ganze Leben bestehen zu lassen. Jeder Bund, in dem, wenn auch noch so entfernt, der Gedanke an eine begrenzte Dauer des Gefühls Platz hat, kann ein Bund der Liebe, manchmal einer sehr schönen Liebe sein; aber niemals eine Ehe.

Ich gebe Ihnen also diese erste Regel an: Wählen Sie beim Eheschluß Ihren Partner nicht für den Augenblick, sondern fürs ganze Leben. Glauben Sie nicht, daß ich Ihnen damit rate, die Schönheit zu verachten und nur an den Charakter zu denken. Häufig verkündet ein schönes Gesicht eine schöne Seele; ein dummes oder schlechtes Geschöpf kann niemals wahrhaft reizvoll sein. Suchen Sie daher die Schönheit oder die verborgene, versteckte Form der Schönheit, den Scharm. Bewunderung und Begehren begünstigen stets das Entstehen eines großen Gefühls.

Aber trachten Sie, klarsehend zu bleiben. Stellen Sie sich das gemeinsame Leben mit dem Menschen, der Ihnen gefällt, vor. Denken Sie nicht, meine Herren: ‚Ich werde meine Vergnügungen haben, und sie die ihren.‘ Wenn Ihr Geschmack verschieden ist, so wird Ihr Leben getrennt sein: es wird keine Ehe mehr sein. Wagen Sie die Partie: ‚Ideale Ehe‘! Glauben Sie nicht, daß dieses Spiel unmöglich oder schwer zu gewinnen sei! Es gibt sehr viele gute Ehen!

Sie werden mir vermutlich sagen: ‚Wir kennen diese These. Es gibt sehr viele gute Ehen; es gibt aber keine reizvollen.‘ Das ist ein Irrtum. Es gibt reizvolle Ehen. Von Ihnen hängt es ab, eine solche zu schaffen; aber dazu gehört unendliche Sorgfalt. So wie ein schlechtgepflegter Garten alsbald von Unkraut überwuchert ist, so ist eine nachlässig bewachte Liebe schnell von schlechten Gefühlen überschwemmt. Alles bedroht sie: die Langweile, die Eintönigkeit, die Bosheit der Nebenmenschen, materielle Schwierigkeiten. Ich sehe nur zwei Heilmittel dagegen.

Das erste ist eben das, welches das Wesen der Ehe ausmacht, das Gelöbniß: ‚Ich werde nicht nachgeben, ich werde unseren Bund und unser Glück verteidigen, ich werde jeden gerissenen Faden neu knüpfen; ich werde unermüdlich, getreulich jedes niedergebrochene Stück Mauer wieder aufbauen.‘ Das zweite ist rückhaltlose Aufrichtigkeit. Zerbrechlichen Liebesbeziehungen mögen Geheimnisse zuträglich sein. Die Ehe lebt von Vertrauen und Gewißheit. Die Hinterlist hat keine Macht über zwei Menschen, die einander alles sagen. Nur so kann eine wundervolle Beziehung entstehen, eine einzigartige, für jene, die sie nicht kennen, unvorstellbare Verschmelzung von Liebe und Freundschaft, Sinnlichkeit und Achtung, Nachsicht und Bewunderung, eine zugleich menschliche und göttliche Verschmelzung, die allein die wahrhafte Ehe bedeutet.

Hier, meine Damen und Herren, haben Sie den Inhalt unserer ersten Lehrstunde!“

# Vom Kälbchen zum Murkel

Lebensabriß von  
*Hans Fallada*

**G**eboren am 21. Juli 1893 in Greifswald, der kleinen pommerschen Universitätsstadt nah der Ostsee. Juristensohn. Aufgewachsen in Berlin und Leipzig, immer also in Städten lebend, aber — wohl von landpastörlichen hannöverschen und friesischen Ahnen her — mit einem nie nachlassenden Drang zum Landleben, zu den einfachen, klaren Dingen der Erde.

Vorerst aber handelte es sich zwölf Jahre lang um Geometrie, den zweiten Aorist und die Regierungsdaten Otto des Faulen. Diese ganzen zwölf Jahre waren eigentlich ein Alpdruck, denn ich bin der kränklichste, weinerlichste, verdrossenste Miesepeter von der Welt gewesen, eine ewige Sorge meiner Eltern, ein Schrecken für meine Lehrer.

Was Wunder, da ich mich mit meinem echt niedersächsischen Dickkopf konsequent weigerte, mich an der Welt der andern zu beteiligen. Ich richtete mir, mit Büchern und Tieren, meine eigene Welt aus Träumen und Wünschen ein und schrieb Gedichte, von denen eines mit dem schönen Anfang: „Ich steh' auf den Klippen und seh' die Wellen auf- und niederkippen“ mir wohl nur darum in Erinnerung geblieben ist, weil es „gefunden“ und von liebevollen Geschwistern entsprechend bewundert wurde.

\*

Was macht man aber mit einem Sohn, der das Abitur nie schafft? Die Landwirtschaft ist immer ein Ausweg für die Minderbegabten gewesen, und so stand ich denn eines schönen Tages, langer, schlaksiger, weißnasiger Jüngling, auf einem rittegutlichen Dunghaufen und lud Mist. Ich hatte das, in Gesellschaft von drei oder vier Polenmädchen, sechs Wochen lang zu tun; daraus wollte mein Chef sehen, ob es mir „wirklich ernst mit der Landwirtschaft“ war. Wenn so etwas irgend etwas beweist, muß es mir wirklich ernst gewesen sein, denn über Ochsenjunge, Pferdeknecht, Mäher usw. kletterte ich allmählich in jene hohen Bezirke hinauf, wo man hinter fünfzig oder sechzig Leuten auf einem Zuckerrübenschlag steht und, einundzwanzigjähriger Bengel, der Arbeit von Hofgängern und Tagelöhnern jenes Tempo zu geben versucht, das der Chef für angemessen hält.

Es wäre die trostloseste Geschichte von der Welt gewesen, hätte es nicht Gewächs und Getier gegeben. Mit Gewächs meine ich Gewächs ganz im allgemeinen, alles, was aus Samen und Wurzel keimt, aufschießt, ergrünt —: das ist schon eine Wonne, deren man nie überdrüssig wird. Mit Getier aber meine ich ganz im besondern die Kühe — zu einem rechten Pferdeverstand habe ich es bis heute nicht gebracht —, die Kühe, die ich immer zärtlich geliebt habe, weil ich Hilflöser ihnen helfen konnte.

In einer Nacht, da ich ganz ahnungslos allein im Kuhstall ein kalbendes Tier fand, entdeckte ich plötzlich, daß ich das „konnte“, daß meine Hände irgendwoher aus Urväterzeiten wußten, was zu tun, wie zu helfen war — ach, meine erste Geburt, die erste große Seligkeit meines Lebens! Als das schwarz-bunte Kalb hastig atmend auf dem Stroh lag, mit seinen blauen, verschleierte Augen ins Licht sah — es kam noch viel Schönes im Leben, aber dies gehört sicher mit zu seinem Schönsten!

Ich hab' dann durch manches Jahr manches Kalb zur Welt gebracht, auch die Bauern holten mich, wollte es mal so recht nicht klappen — und wenn ich dann dem Landleben doch wieder treulos geworden bin und in die Städte ging, so nicht darum, weil mich Gewächs oder Getier enttäuscht hätten, sondern weil man zum Antreiber von Leuten geboren sein muß — und auf diesem Gebiet lagen meine Talente sicher nicht.

\*

Also ging ich wieder in die Stadt — was macht man, wenn man nichts Rechtes gelernt hat? Eigentlich alles, was einem so unter die Hände kommt, So bin ich denn Buchhalter gewesen und „wissenschaftlicher Hilfsarbeiter“. Kassenrendant und Verwalter, Nachtwächter und Mädchen für alles auf einem Bauernhof, Korrespondent, Adressenschreiber, Annoncensammler, Redakteur und vor allem, recht häufig, Arbeitsloser.

Viele Jahre, lange Jahre, böse Jahre, auf und ab, mehr ab als auf, manchmal, oft sah es so aus, als ginge es überhaupt nicht weiter. Zwischendurch, 1920, bei Rowohlt, erschienen meine ersten Romane, heute verschollen und vergessen, ganz im Expressionistischen befangen, wirklich nicht mehr lesbar.

Schließlich, 1929, saß ich in einer kleinen holsteinischen Industriestadt, ein Mittelding zwischen Annoncenwerber und Zeitungsschreiber, sehr berühmt ging es mir nicht, und als Sechsendreißigjähriger konnte man sich immerhin, Herr eines (nicht sehr großen) Koffers und von dreißig Büchern, schon einmal fragen, worauf das alles eigentlich nun hinaus sollte. Zuerst sollte es auf eine Heirat hinaus, es war die wahnsinnigste Geschichte von der Welt, und die gesetzten Freunde und Bekannten hatten vollkommen recht, den Finger zu heben und „Wehe!“ zu rufen: sie hatte nichts, er hatte nichts, und von seinem Verdienst zu leben, war schon ein Kunststück.

\*

Es ist im Leben eine der nachdenksamsten Sachen, wie zusammenhanglos, wie zufällig man an die wichtigsten Wendepunkte seines Daseins gerät. Wenn die Reichsbahn nicht im Sommer 1930 eine Sonderfahrt nach Sylt veranstaltet hätte — wenn mein Herr Chefredakteur mir nicht die Freikarten für diese Fahrt geschenkt hätte — wenn sie auf Westerland nicht eine Mark Eintritt zum Strand genommen hätten, so daß wir durch die Dünen bis Kampen liefen, wo man die See gratis betrachten durfte — so hätte ich Väterchen

Rowohlt nicht nach netto acht Jahren am Kampener Steilufer getroffen, und was dann aus uns geworden wäre, das ist eine etwas undurchsichtige Geschichte. So aber holte mich dieser getreueste aller Verleger nach Berlin und damit in die Literatur. Zuerst saß ich aber einmal als kleiner Verlagsangestellter an einem Schreibtisch und schnippelte aus Bergen von Zeitungen die Kritiken über die Rowohltschen Verlagserzeugnisse, ordnete sie in Mappen und machte schöne Inseratentexte daraus. Zwischendurch aber, wenn Not am Mann war, öffnete ich auch die Entreetür, und manchem prominenten Autor habe ich aus dem Mantel und in den Rowohlt-Verlag geholfen.

Feierabends aber saßen meine Frau und ich beisammen, siehe da, die Lust am Schreiben war wiedergekommen, ich schrieb an „Bauern, Bonzen und Bomben“. Sie aber war mir voraus: wenn ich es so sagen darf, arbeitete sie damals schon am „Kleinen Mann“, den ich erst anderthalb Jahre später vornahm.

\*

Als ich dann, nach „Bauern, Bonzen und Bomben“, meine Stellung bei Rowohlt aufgeben und als ‚freier Schriftsteller‘ in eine etwas ländliche Vorstadt Berlins ziehen konnte, da waren es schon nicht mehr zwei, da waren es schon drei, die umzogen — und gut war, herrlich war, daß das Kind, der Murkel, der Ulimux nicht in der Stadt aufzuwachsen brauchte. Dann kam der geschriebene „Kleine Mann“, und wenn er mir ein großes Glück gebracht hat, so war es jene Flut von Leserbriefen, die seinerzeit beim ersten Abdruck in der „Voß“ einsetzte, von Leuten, die mir von ihren Sorgen und Freuden erzählten. Da hatte ich am Schreibtisch gesessen und war allein gewesen mit meinen Gestalten, und nun waren es gar nicht mehr meine allein, es waren so vieler Freunde! Es war so schön, es ist noch schön — immer noch kommen Briefe.

\*

Es ist doch schon etwas Beglückendes, wenn man von einem einzelgängerischen, kopfhängerischen, pessimistischen Miesling des Weg gemacht hat bis dahin, wo man den andern ein wenig Freude und Mut geben konnte. Es ist ein schlechter, oft böser, selten vergnüglicher Weg gewesen, es hätte schlimm ausgehen können. Aber wenn es heute, da ich dies schreibe, nach Glück und Freude ausschaut — und ich schreibe dies nun wieder ganz draußen auf dem Lande, mit Blick auf Wald und Wasser, um mich Obstbäume, die jetzt nun aber endlich gründlich ausgelichtet werden müssen! — wenn also alles so sehr anders ausschaut, als man je gedacht, so darum, weil mir immer wieder geholfen worden ist, weil es dann, wenn es ganz auswegslos aussah, dem Ausweg am nächsten war.

„Das Glück steht immer hinter der Ecke, wo man es gar nicht erwartet“, sagt eine alte Tante von mir. Und da hat es für mich immer wirklich gestanden!



Seidentücker

Zwei Paar Zwillinge im Zug



Familie Hans Fallada

Umbo



Altösterreichische Familie

Roberto Peli, Padua



International Graphic Press

Ski-Schule



Elisabeth Hertz

Dänische Drillinge



Schwimmer im Winter



Pudel im Regenmantel



Werner Luft

## Schicksal des Familien-Jüngsten

Von

*Richard Wieren*

Unter allen Sagen, die um die Familie und ihren gedanklichen Inhalt kreisen, ist jene von dem beneidenswerten, weil allseits verwöhnten, umhegten und bevorzugten Kind eine der hartnäckigsten und schädlichsten. Denn sie fügt dem unverdient peinlichen, an inneren und äußeren Konflikten überreichen Schicksal: als jüngstes unter mehreren Geschwistern geboren zu sein (das zudem ein lebenslängliches ist), noch die Last hinzu, gegen jene unaustilgbare Irrlehre ankämpfen zu müssen, die längst als solche entlarvt worden wäre, wenn ihr — neben ihrer Funktion als handlicher Gesprächsstoff — nicht auch noch die einer heuchlerischen Gewissensberuhigung zukäme: „Das Jüngste! Ach, wie gut müssen Sie es da gehabt haben!“ Mit dem Nesthäkchentum hat es aber eben doch eine ganz andere Bewandtnis.

Es ist in Wahrheit eine Erfindung der Gesamtheit älterer Geschwister, die hoffen, mit diesem kosigen Wort die Tatsache vergessen zu lassen, daß sie an eben jenen Nesthäkchen die ersten wohlfeilen und gefahrlosen Versuche unternahmen, ihren Willen autoritär zur Geltung zu bringen. Eine Praxis, die

um so bedenklicher erscheint, als sie sich in unlauterer, ja geradezu diebischer Weise das familiär unerläßliche Autoritätsprinzip zunutze macht. Es ist un-  
gemein lehrreich, zu sehen, wie listig ältere Geschwister jugendlichen Alters  
für ihren stürmischen Geltungstrieb gegenüber dem Jüngsten unter diesem  
unantastbaren Autoritätsprinzip Unterschlupf suchen. Wie sie befehlen und  
verbieten. Wie sie tadeln und Vorbild spielen. Wie sie besser wissen und  
belehren. — Wie würde aber, muß man sich fragen, ihr späteres Leben aus-  
sehen, wenn ihnen nicht in Gestalt des sagenhaften Nesthäkchens ein völlig  
wehrloses Phantom ihrer künftigen Gegner zur Verfügung stünde, das mit  
seiner eigenen Einbuße an Widerstandskraft und sozialer Geltung den Zuwachs  
an Lebenstüchtigkeit der älteren Geschwister zu bezahlen hat — ein psycho-  
logisches Rechenexempel von klarster Durchsichtigkeit. Dies ist die eine, all-  
gemeinere Seite des Problems.

Mit dem solcherart entwendeten Gut wird indessen flott weitergewirt-  
schaftet: der Wille gestärkt, das Selbstgefühl gehoben und nach allen erdenk-  
lichen Richtungen ausgebaut. Wobei hinzuzufügen ist, daß das betrügerische  
Geschäft namentlich dort am üppigsten blüht, wo zu dem hier gewissermaßen  
als Lehrmodell — in verkleinertem Maßstab — auftretenden allgemeinen  
Lebenskampf noch der Kampf der Geschlechter — nahezu in Naturgröße —  
als zweites Motiv hinzutritt. Oder konkreter: dort, wo die Übermacht auf  
seiten des weiblichen Geschlechts, also bei älteren Schwestern, liegt, die hier-  
bei nicht nur auf dem Gebiete der allumfassenden menschlichen, sondern auch  
auf dem der speziell weiblichen Tyrannis ihre ersten vielversprechenden Ver-  
suche und Übungen anstellen, gefördert noch elterlicherseits durch das un-  
haltbare Axiom von dem schwachen Geschlecht, dem besondere Rücksicht und  
weitestgehendes Entgegenkommen gebühre.

Kein Ort auf Erden läßt sich denken, an dem der Gedanke der Gerechtig-  
keit so schmähsch zerschanden würde, wie eine Kinderstube, in der drei  
Schwestern einem Bruder — dem Jüngsten unter ihnen — geschlossen gegen-  
überstehen. Kein elterliches Machtwort, würde es wirklich gesprochen, hätte  
Gewalt über das, was die Natur hier im Maßstab 1 : 75 000 an elementarer  
Gegensätzlichkeit der Geschlechter in Wort, Geste, Miene und Tat zutage  
fördert. Geheimgetuschel. Anmaßung obrigkeitlicher Rechte. Spöttische  
Irreführung. Unerklärlicher Zickzackkurs. Umdeutung der gesamten Welt in  
eine ausschließlich weibliche Interessensphäre: das vielbeneidete Nesthäkchen  
hat es zu schlucken. Die Eltern wollte ich sehen, die drei heranwachsenden  
Frauenzimmern es verwehren könnten, die gesamte Atmosphäre des Hauses  
nach weiblichem Vorbild zu modeln und mit weiblichem Geist zu erfüllen;  
die imstande wären, dem Jüngsten — worunter in vorliegendem Fall ein Knabe  
zu verstehen ist — sein unveräußerliches Recht auf unbehinderte biologisch-  
physiologisch-psychologische Entwicklung gemäß seinem Geschlecht restlos  
zu wahren.



Kubin

Wie man sieht, hat es mit Hätschelung und Verwöhnung des Jüngsten gute Wege, angesichts des Kampfes, der unter solchen Umständen in der Kinderstube tobt, eines Kampfes, der trotz seines auf Nichtigkeiten beschränkten Formats etwas geradezu Urwaldhaftes an sich hat. In Wirklichkeit ist es so, daß das Nesthäkchentum nicht nur eine weibliche Erfindung ist — schon die Prägung des Wortes, von dem sozusagen Schleifen und Bänder wegflattern, besagt das —, sondern daß es auch dort, wo es wirklich und wahrhaftig in Erscheinung tritt, ausschließlich ein Privileg des weiblichen Geschlechts darstellt, das sich auch auf diese Weise eine nützliche Vorschule des Lebens geschaffen hat, in der Richtung auf künftige Ansprüche und Vorrechte. Bei Wesen männlichen Geschlechts reicht der legendäre Zustand kaum über jenes Alter hinaus, in dem sie allenfalls noch als Spielzeug zu werten sind. Voll und ganz, bis in die Jahre selbständigen Daseins, erfüllt nur ein weibliches Wesen den Begriff des Nesthäkchens, wobei freilich, bei etwaigem Überwiegen männlicher Geschwister, sich überraschend andere Verhältnisse ergeben.

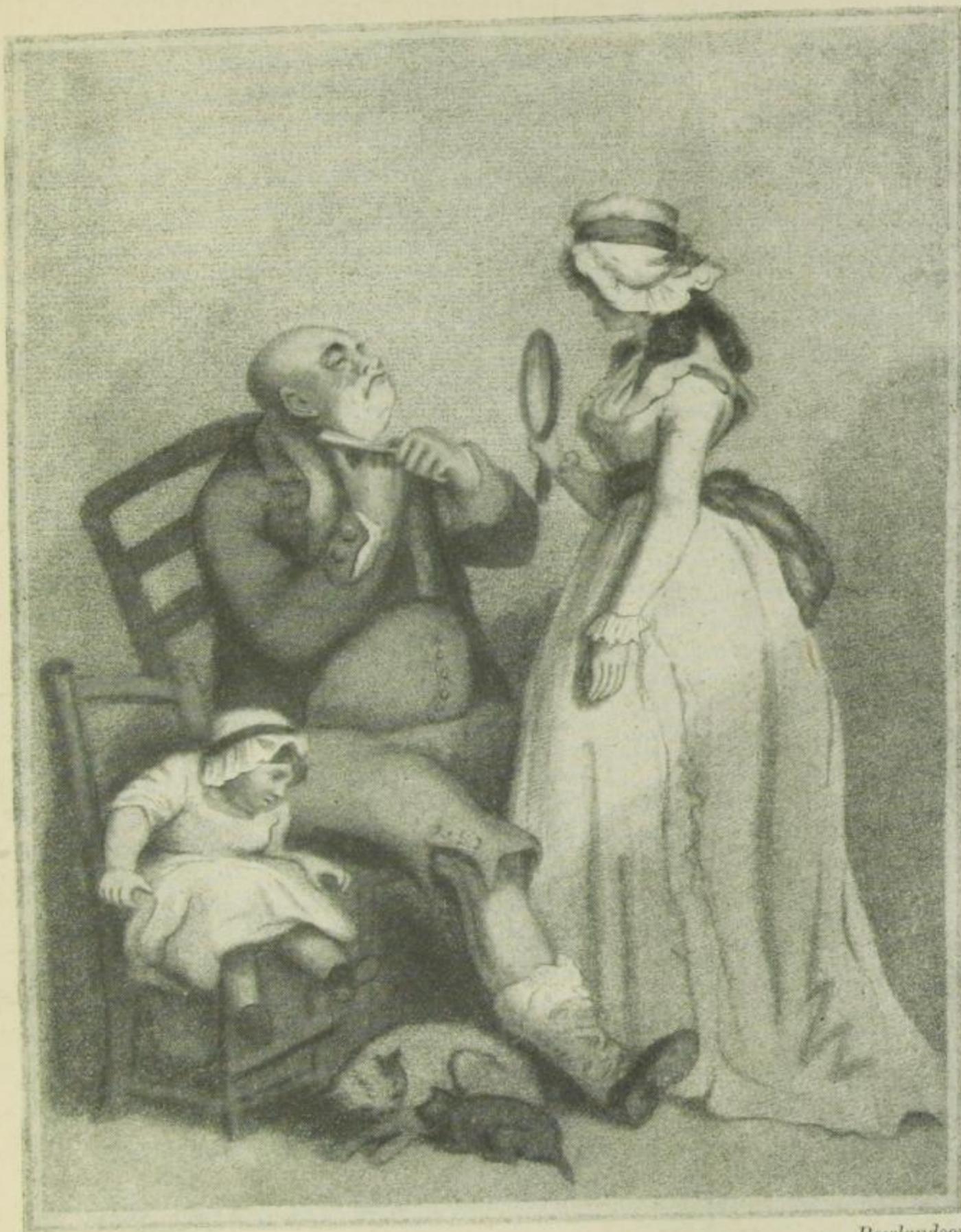
Denn es verhält sich so, daß bei älteren Brüdern im Zuge ihrer fortschreitenden Entwicklung der Gerechtigkeitssinn in demselben Maße erstarkt, wie er bei älteren Schwestern nachläßt. Je näher das weibliche Geschlecht jenem naturgewollten Zeitpunkt rückt, da die Erhaltung der Art seine wesentlichste Funktion darstellt, um so weiter entfernt es sich, seiner biologischen Mission gemäß, von dem objektiven Maßstab der Gerechtigkeit, von der Gegenwart und ihren Gegebenheiten, um ausschließlich — wenn auch unbewußt — der

künftigen Nachkommenschaft und ihren Interessen zu leben. So paradox es klingen mag: der physiologische, ganz auf sich selbst gestellte Egoismus des heranwachsenden Knaben äußert sich im Kreise der Geschwister als Altruismus (in Gestalt der Gerechtigkeit), während das Mädchen im Dienst ihres physiologischen Altruismus zusehends einem krassen, immer rücksichtsloseren, immer reiz- und anspruchsvolleren Egoismus verfällt. In ihr fordern kommende Geschlechter ihr Recht. Wie könnte sie da in der Gegenwart gerecht sein?

Ach, wüßtet ihr, ihr älteren Schwestern in aller Welt, was in jüngeren Brüdern vorgeht, wenn sie zum ersten Male sich dieses Scheidewegs der Gerechtigkeit nebelhaft und ahnungsvoll bewußt werden! Wenn sie erkennen, daß die geschwisterliche Verbundenheit durch gleiche Herkunft sich löst, die Gerechtigkeit sich in zwei Teile — getrennt für Mädchen und Buben — gabelt und damit als erhabenes Idol zerfällt und in den Staub sinkt. Ist dieses wahrhaft elementar empfundene Ereignis, das unfehlbar über jede Geschwistergemeinschaft früher oder später hereinbricht, nicht die klarste Widerlegung der Sage vom Nesthäkchen, die alle Familienmitglieder, Eltern, Brüder und Schwestern, hätschelnd und vergötternd um das Jüngste versammelt und hierbei weder des Geschlechts noch der doppelten Gerechtigkeit achthat? Jener Legende, die nichts weiß von den kindlichen Räubereien, mit denen ältere Geschwister in das psychische Gehege des Jüngsten einbrechen und von denen sie, reich beladen mit Selbstgefühl, heimkehren, den Geschädigten in hilflosem Zorn zurücklassend. Die nichts weiß von der entwendeten elterlichen Autorität, mit der die Unterdrücker sich listig bekleiden, nichts weiß von dem verzehrenden Neid des „Nesthäkchens“, nichts von dem gewalttätig dem Jüngsten abgenötigten Respekt vor den Älteren, der zwischen Kindern gleicher Eltern eine Kluft von Generationenbreite aufreißt.

Weit entfernt, jener beneidenswerte himmelblau-rosenrote Zustand zu sein, als den Gedankenlosigkeit und schlaue Interessenpolitik das Dasein des Jüngsten erscheinen lassen möchten, ist es vielmehr von einer Art heimlichen Tragik erfüllt. Was es tragisch gestaltet, ist der uneinbringliche Abstand an Jahren, der nicht selten für das ganze Leben vorbildliche Bedeutung gewinnt und das Jüngste zum Skeptiker und zweifelsüchtigen Pessimisten macht. Hierzu kommt noch, daß das jüngste Kind sozusagen wurzellos ist, weder der Generation der Eltern noch der der älteren Geschwister angehört, sondern zwischen beiden dasteht und angesichts der Übermacht, die ihm auf beiden Seiten gegenübersteht, nur schwer den Mittelweg findet zwischen den beiden Entwicklungsmöglichkeiten: zum Sklaven oder zum Revolutionär.

Wäre man nicht versucht zu glauben, daß alles Wirrsal und alle Erbitterung der Welt in den Köpfen jener unzähligen Jüngsten ihren Ursprung haben, deren Gerechtigkeitsgefühl frühzeitig durch die Übergriffe des großen Bruders — oder weit eher noch der großen Schwestern — schwerste Enttäuschung erleiden mußte?



Rowlandson

## Getäuschte Restaurationshoffnungen

Von

*Leopold Wölfling*

In den Sommermonaten kamen fast alljährlich ältere toscanische Herren nach Lindau, die abwechselnd eine Woche als Gäste Vaters blieben und zu denen wir ganz besonders aufmerksam sein sollten. Der Gedanke, der diese Herren beseelte, war, Vater zu überzeugen, daß man in Toscana noch immer auf ihn warte, d. h. daß man erwarte, ich würde an der Spitze

einer österreichischen Flotte Livorno bombardieren und dann auf Florenz marschieren, um dort Vater wieder auf den Thron zu setzen.

Ich war nun schon das zweite Jahr in der Marineakademie und hatte Seereisen in das Mittelmeer hinter mir, bei welcher Gelegenheit wir in Smyrna mit dem italienischen Schulschiff „Castelfidardo“ zusammentrafen. Es entwickelte sich da ein lebhafter gegenseitiger Besuch von sechzehn- bis siebzehnjährigen Jungen, Österreichern und Italienern. Der Gedanke an jene sogenannten „treuen Toscaner“, die sich für alle Fälle den Platz an Vaters gastlichem Tische und die Nähe seiner gastlichen Brieftasche wahren wollten, ließ mich den Entschluß fassen, bei unseren italienischen Kameraden auf den Busch zu klopfen, ob der Restaurationsgedanke in Italien noch rege sei. Es fiel den Italienern auf, daß ich ein gutes Italienisch sprach; das war die gewünschte Gelegenheit. Ein aufgeweckter Junge aus Neapel fragte mich darum, und ich sagte ihm, daß ich toscanischer Abstammung sei.

*Der Neapolitaner:* Und ich bin ein Italiener aus Neapel.

*Ich:* Meine Großmutter ist Neapolitanerin!

*Der Neapolitaner:* Ich bin aber bloß in Neapel geboren und bin ein Italiener!

*Ich:* Gibt es auch Toscaner unter euch?

*Der Neapolitaner:* Natürlich! und Lombarden, Römer, Genuesen, Venezianer, Piemontesen, aber die sind bloß dort geboren, in den Provinzen unseres großen und mächtigen Königreichs, und Rom ist der Mittelpunkt der Kultur, seit 2000 Jahren. Bei euch gibt es ja auch allerlei Provinzen, und doch seid ihr Österreicher, und eure Hauptstadt ist Wien.

*Ich:* Ein kleiner Unterschied ist doch da; die österreichischen Länder sind schon seit Jahrhunderten vereint, bei euch aber erst seit fünfundzwanzig Jahren.

*Der Neapolitaner:* Aber wir sind alle Italiener, sprechen dieselbe Sprache, und bei euch müßt ihr einen Dolmetscher haben, um euch zu verständigen. (Es gesellt sich ein Junge zu uns.) Ecco! Das ist einer aus Florenz.

*Ich:* Das freut mich (im Augenblick fühle ich mich als Erbgroßherzog von Toscana).

*Der Florentiner:* Mich auch. Habt ihr viel Segelmanöver zu machen? Und bekommt ihr nachmittags auch Käse und Obst? Und wieviel läuft eure Korvette vor dem Winde? . . .

*Der Neapolitaner:* Das ist einer, der aus Toscana stammt, aber ein Österreicher ist.

*Der Florentiner:* Ja, ja, ist eure Schraube auch zum Hissen?

*Ich:* Nein, unseres ist ein altes Schiff, aber sagen Sie, kennen Sie die Familie Silvatici (des Dienstkämmerers meines Vaters)?

*Der Florentiner:* Nein, ich bin eigentlich aus Siena, aber wir leben schon lange in Florenz.

*Ich:* Da hat ja der Großherzog regiert.

*Der Florentiner:* Mein Vater war auch beim Großherzog, aber der ist davongelaufen, weil er vor unserem König Angst gehabt hat und . . .

*Der Neapolitaner:* Bei uns war auch so ein kleiner König, aber der hat nichts getaugt; so haben wir ihn fortgejagt.

*Ich:* Das ist falsch! Der Großherzog von Toscana ist freiwillig von Florenz weggegangen und der König von Neapel auch.

*Der Florentiner:* Meinetwegen, aber das sind alte Sachen, die niemand mehr interessieren. Wächst bei euch in Österreich ein guter Wein?

*Ich:* Gewiß doch! Aber bei uns zu Hause trinken wir Antinoro.

*Der Neapolitaner:* Es gibt nichts Besseres als Lacrimae Christi, den trinkt auch der Heilige Vater in Rom und alle Kardinäle . . .

*Der Florentiner:* Laß sie trinken! Aber unser Chianti wird in der ganzen Welt getrunken. Habt ihr auch so gewaltige Panzerschiffe wie wir?

*Ich:* Unsere sind den euren mindestens gleich.

*Der Neapolitaner:* Wie war das mit dem Großherzog, woher wissen Sie denn das, sind Sie in Florenz geboren?

*Ich:* Nein, aber mein Vater.

*Der Florentiner:* Dann sind Sie ja nur ein ganz gewöhnlicher Österreicher, eigentlich unser Feind. Wir haben es euch bei Lissa gezeigt!

*Ich (wütend):* Ihr uns? Wir haben euch geschlagen, und ihr seid geflohen!

*Der Florentiner (auch wütend):* Ihr seid geflohen! Unser glorreicher Admiral Persano hat euch fast vernichtet, ihr ...

*Der Neapolitaner:* Aber streitet euch doch nicht! Alle beide waren tapfer!

*Ich (reiche dem Florentiner die Hand):* Nun sagen Sie mir, spricht man noch viel vom Großherzog?

*Der Neapolitaner:* Laßt doch den dummen Großherzog! Bei uns redet auch niemand mehr als von unserem herrlichen König Victor Emanuel II.

*Ich:* Könnte sich das nicht noch einmal ändern?

*Der Florentiner:* Was sollte sich denn ändern?

*Ich:* Nun, daß euer König auch einmal abgesetzt wird und die alten Könige und Großherzoge wiederkommen.

*Der Neapolitaner (lacht unbändig):* Unseren König! Den haben wir gern, weil er uns nicht bedrückt, so sagt mein Onkel, der ein Landgut hat; früher hat er dem alten König von Neapel viel zahlen müssen und jetzt kann er das Geld zurücklegen.

*Ich:* Was tötet ihr, wenn es doch so käme?

*Der Florentiner:* Wir stehen zu unserem König, denn wir sind Italiener!

*Ich:* Und eure Väter?

*Der Florentiner:* Vater ist Italiener, der braucht keinen Großherzog ...

*Der Neapolitaner:* Meiner auch! Evviva il Ré!!!

*Ich:* Also hat der Groß ...

*Der Florentiner:* In Toscana ist Victor Emanuel König!

*Ich:* ...herzog keine Aussicht, jemals ...

*Der Neapolitaner:* Zurückzukehren? — Ausgeschlossen!

*Der Florentiner:* He, du, komm mal her!

*Ein anderer Junge:* Was gibt's da?

*Der Florentiner:* Schau dir den spaßigen Österreicher da an! Sein Vater ist ein Toscaner, sagt er, und der glaubt, daß sein alter Großherzog wieder zurückkommt; was sagst du dazu, du bist ja ein Parmesaner?

*Der Parmesaner:* Lächerlich!

*Ich:* Ihr habt doch auch einen Herzog gehabt?

*Der Parmesaner:* Wir brauchen keinen Herzog! Übrigens war das eine dicke Frau, die wir fortgejagt haben, weil sie zuviel gegessen hat.

*Ich:* (Meine Großmutter!) Denkt ihr noch an sie?

*Der Parmesaner:* Quatsch! Dicke Frauen mag ich nicht, die sollen Obst verkaufen!

*Ich (wende mich an einen anderen):* Was sagen Sie?

*Der vierte Junge:* Ich sage auch: Quatsch! Ich bin Venezianer, und wir sind froh, daß wir von den Schwarzgelben erlöst sind und Italiener geworden sind, die wir immer waren.

*Alle reden durcheinander:* Seht euch den an! Ein Österreicher! Will wohl Propaganda machen! Ein ulkiger Kerl! Ein bißchen verrückt!

*Alle lachen und klopfen mir auf die Schulter:* Freundchen, nichts zu machen mit uns!

*Ich gebe es auf.*

Ich hatte aus dieser Episode die Sicherheit geschöpft, daß wirklich „nichts zu machen“ war. Da aber Vater immer noch ideale Hoffnungen hatte und mich ermahnte, sollte ich Großherzog werden, human, gerecht, weise und gütig zu regieren, so konnte ich es nicht übers Herz bringen, ihm reinen Wein einzuschenken; ich aber war beruhigt, daß ich bis zu meinem seligen Ende Erbprinz in partibus infidelium bleiben würde.

# Reiterliebe

(Soldatenlied)

In einem kleinen Städtchen allhier,  
Da lagen sie im Quartier,  
Ein Häuflein junger Reiter.  
Sie konnten, sie wollten nicht weiter.  
Sie konnten, sie wollten,  
Sie konnten nicht weiter von hier.

Dort drunten im Tale, da fließt  
Ein Bächlein, so klar und so süß.  
Der Müller, der hat ein Mädchen,  
Das ist so schön wie ein Röschen.  
Schön-Röschen, Schön-Röschen,  
Schön-Röschen ward sie wohl genannt.

Und um die Mitternacht  
Schlich sich ein Soldat von der Wacht.  
Er ging wohl hinunter zur Mühle  
Und klopfte an ihre Türe:  
Schön-Röschen, Schön-Röschen,  
Schön-Röschen, mach auf doch geschwind!

Schön-Röschen, mach auf doch einmal!  
Ach, Sie sind's, mein Herr Korporal.  
Mein Herr, Sie müssen verzeihen,  
Sie dürfen nicht immer so schreien.  
Der Vater, die Mutter,  
Die hören es jedesmal.

Er schwang sich zum Fenster hinein.  
Da waren die beiden allein.  
Was weiter noch ist geschehen,  
Das hat ja kein Mensch mehr gesehen.  
Es wird wohl, es wird wohl  
Das Schönste gewesen sein.

Nach einer geraumen Zeit,  
Da wußte Schön-Röschen Bescheid.  
Sie weinte um ihre Ehre,  
Daß sie keine Jungfrau mehr wäre.  
Sie weinte, sie weinte,  
Sie weinte bei Tag und bei Nacht.

*Mitgeteilt von Willi Köhler*

# Die Sippe um Napoleon

Von

Paul Wiegler

Der jüngste Bruder Napoleons, Geronimo oder Jérôme, kam dreizehnjährig mit seiner Mutter Letizia Bonaparte von Marseille nach Paris, als der General aus Italien zurückkehrte. Von den Schlachten in Ägypten hörte der Knabe auf der Schule in Juilly und in den Ferien bei der Mama. Bei Joseph, dem ältesten der Brüder, vernahm er davon und bei Napoleons Frau, der Schwägerin Josephine, die ihren braunen Kreolinnenteint überschminkte, eine melodische Stimme, schmachtende Augen und verdorbene Zähne hatte. Napoleon landete in Fréjus, in abenteuerlicher Seefahrt den britischen Fregatten entronnen. Er tobte gegen Josephine, gewillt, sich von ihr scheiden zu lassen; denn er wußte, sie hatte ihn hintergangen. Aber er vergaß es über dem Staatsstreich, bei dem Lucien, der dritte Bonaparte, sein Mitverschworener, durch Geistesgegenwart den verwirrten General vor den Fäusten der Fünfhundert rettete.

Napoleon wurde Erster Konsul und zog in die Tuileries ein. Er trug ein goldbesticktes Galakostüm von scharlachrotem Samt und einen Galahut, von dem blauweißrote Federn wallten. Nur Letizia und Josephine durften bei den Empfängen sich setzen, die übrige Familie stand. Der kleine Jérôme blieb dreist und oberflächlich. Er freute sich des plötzlichen Luxus, und der strenge Konsul verwöhnte ihn. Als armer Leutnant hatte Napoleon für Louis, den vierten Bruder, gesorgt, in der Kaserne Suppe für ihn gekocht, ihn unterrichtet, auf einer Matratze ihn schlafen gelegt. Jérôme, den fünften, behandelte er mit zerstreuter Nachsicht. Einmal mußte sein Adjutant 16 000 Francs für ein Necessaire zahlen, das Jérôme im „Grünen Affen“ bestellt hatte. Während der Tafel fragte ihn Napoleon, wieso er sich das erlaubt habe, und zerrte ihn an den Ohren. „Ich liebe schöne Sachen“, war Jérômes Antwort.

Der Sechzehnjährige bettelte den Sieger von Marengo an, er solle ihm seinen Säbel schenken. Ein paar Monate war er Jäger zu Pferde in der Konsulargarde. Er duellierte sich. Napoleon wies ihn der Marine zu, als Lehrling. Der Admiral Ganteaume schmeichelte dem jungen Bonaparte, indem er ihn auf ein zwischen Kreta und Ägypten abgefangenes englisches Schiff, die „Swiftsure“, entsandte, damit er von dem feindlichen Kapitän den Degen fordere. Jérôme borgte sich Geld bei Ganteaume und spielte den Gönner. Unter Villaret-Joyeuse lief ein Geschwader zur Eroberung von San Domingo aus. Jérôme war an Bord des „Foudroyant“. Sogleich wurde er mit Depeschen an den Konsul zurückgeschickt. Er feierte in Paris seine Ernennung zum Schiffsfähnrich und machte in Nantes viele Bälle und Diners mit. Endlich sah er sich zum Aufbruch mit der Brigg „Epervier“ gezwungen. Die Offiziere waren seine Höflinge. Er hatte nicht die Marineuniform, sondern kleidete sich als Husar mit Hosen, Dolman und Mäntelchen von Himmelblau und scharlachroter Weste.

In Martinique wurde er Schiffsleutnant und Kommandant. Er erholte sich gründlich und plante eine Seereise nach Nordamerika, bis New York und Boston. Villaret-Joyeuse befahl ihm Kurs nach den französischen Gewässern. Er fügte sich, wenn auch nur zum Schein. Unterwegs traf er ein englisches Kriegsschiff und hielt es durch einen Kanonenschuß in die Segel an. Das bedeutete einen Überfall im Frieden. Villaret drängte den Schiffsleutnant Bonaparte, die fatale Ruhmestat schleunigst dem Ersten Konsul zu melden. Aber Jérôme saß, kaum

erschüttert in seiner Selbstzufriedenheit, in Guadeloupe. Er ordnete den „Epervier“ nach Frankreich ab; die Brigg wurde von den Engländern erbeutet. Jérôme fuhr mit einem Kameraden, dem Leutnant Meyronnet, seinem Freunde Lecamus, einem Arzt und Dienern auf einem amerikanischen Schiff nach Portsmouth nördlich von Boston. Von dort reiste er nach Washington.

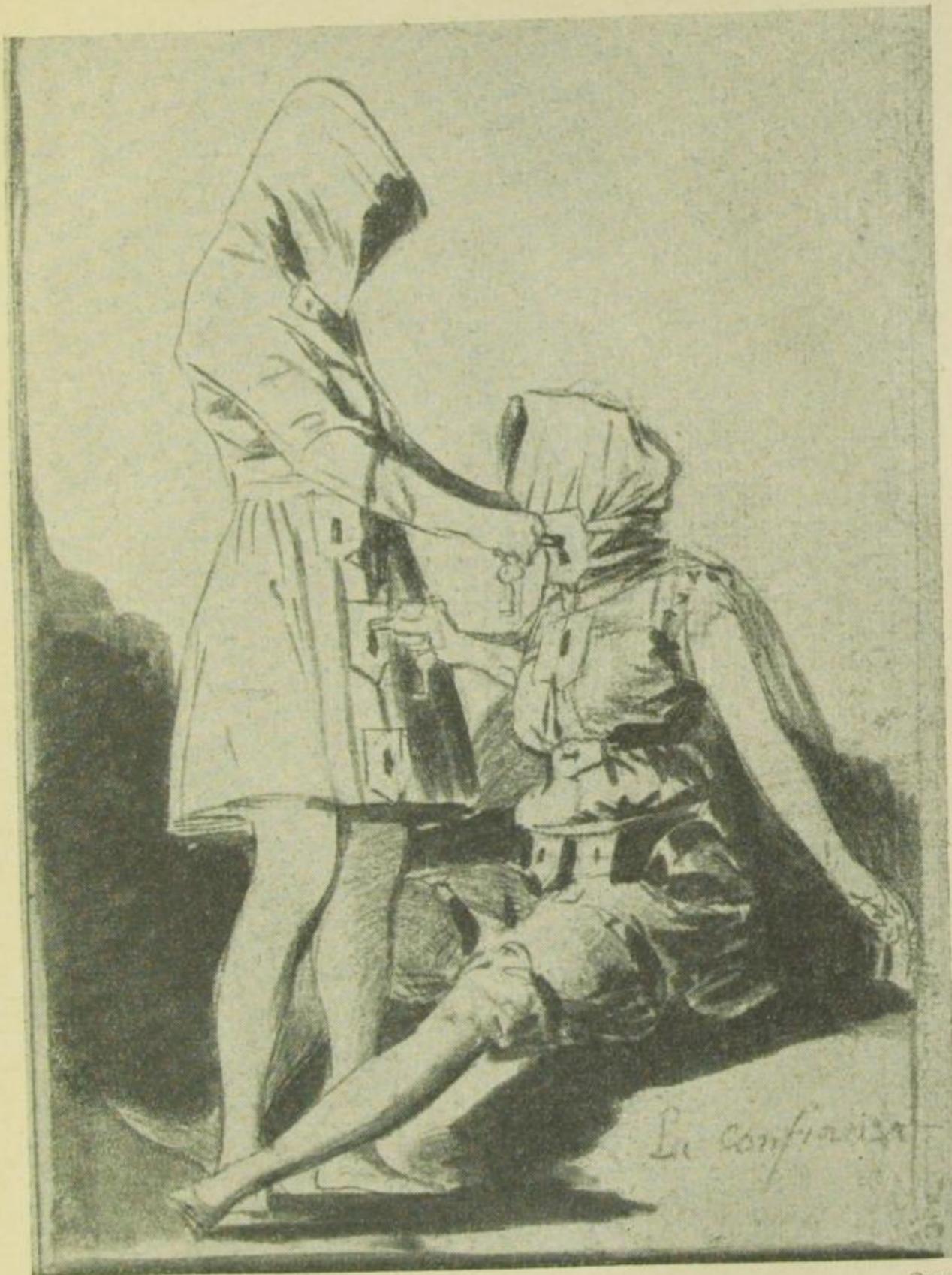
Der französische Geschäftsträger Pichon, mit dem Jérôme wie ein Herr umsprang, befreite ihn aus der Gastwirtschaft, in der er abgestiegen war, und verschaffte ihm Unterkunft bei dem würdigen Josua Barney. Dieser Barney hatte mehrere Hotels und beanspruchte den klingenden Titel Kommodore. Mit ihm vergnügte sich der Bruder des Ersten Konsuls in der Gesellschaft der Neuen Welt, in den Klubs, Tanzlokalen und Tavernen. Barney führte Jérôme auch in Baltimore ein, bei seinem Schwiegervater, dem Politiker Samuel Chase, der durch Unterschlagungen berüchtigt war. Die französische Fregatte „Poursuivante“ ankerte vor Baltimore. Ihr Kapitän Willaumez erbot sich, Jérôme mitzunehmen, und erinnerte ihn an die Pflicht des Gehorsams. Der Schiffsleutnant Bonaparte weigerte sich in einer lärmenden Szene. Er wollte nicht mehr fort; denn er gedachte zu heiraten. Er flirtete mit Elisabeth, der immer lachenden Betsy, der Tochter von William Patterson. Das war einer der Reichsten von Baltimore, ein über Irland eingewanderter Schotte, der im Unabhängigkeitskrieg durch Gewinn von Munition und Waffen ein Vermögen von 100 000 Dollar zusammenspekuliert hatte. Betsy war achtzehnjährig, mit funkelnden braunen Augen, schwarzem Gelock, göttlichen Schultern und von schlankem Wuchs. Aus dem Flirt war eine ernste Angelegenheit geworden.

Der Marquis von Yrujo, der Vertreter Spaniens, ging als Werber für Bonaparte in das Haus in der South-Street, und Mrs. Dorcas Patterson, geborene Spear, sprach ihr mütterliches Ja. Umsonst warnte Pichon den minderjährigen Bruder des Ersten Konsuls, die Heirat werde nach französischen Gesetzen nichtig sein. Zwar drohte Mr. Patterson, dieser Franzose könne Betsy zur Gemahlin haben, nicht zur Mätresse. Zwar war Jérôme verschuldet, und es gelang ihm nur, noch 1000 Dollar von Pichon zu entleihen. Aber Mr. Patterson sicherte seine Tochter durch einen Kontrakt gegen materielle Einbuße bei einer Scheidung der Ehe; das genügte seinem Geschäftssinn. „Lieber will ich“, rief die schöne Betsy, „auf eine Stunde die Frau von Jérôme Bonaparte sein als auf Lebenszeit die Frau eines anderen!“ Der katholische Bischof von Baltimore, der Reverend Caroll, traute das Paar.

Die „Poursuivante“ segelte ohne den Schiffsleutnant Bonaparte, den Deserteur, ab. Jérôme war der Löwe von Baltimore. „Mein Brief“, schrieb er der Mama Letizia, „durch den ich Ihnen meine Heirat angekündigt habe, ist zweifellos in Ihren Händen. Sie waren über die Nachricht wohl erstaunt; wenn Sie meine Frau kennen werden, werden Sie meine Wahl hoffentlich billigen. In diesen für das Menschenleben entscheidenden Epochen wird man, liebe Mama, von einem Schicksal gelenkt, dem man nicht entfliehen kann.“ Er hatte Betsy malen lassen und empfahl ihre Schönheit durch ihr Bildnis. Kein Wort über den Konsul. Ungestörte Sorglosigkeit bis zum Erwachen aus diesem Traum.

\*

Napoleon hatte keine Freude an seiner Familie, deren Glück zu organisieren sein Stammesehrgeiz war. Seine Mutter, die korsische Matrone, war im goldenen Prunk sparsam wie eine Bäuerin und ärgerlich über den ihr eingeräumten Platz; und ihre Feindschaft gegen Josephine verbarg sie nicht. Joseph, eitel und aufgereggt, der Senator, war der Gatte der Marseillerin Julie Clary, der Tochter des



Das Vertrauen

Goya

Seidenhändlers, mit deren Schwester Désirée der Artillerieleutnant Napoleone Buonaparte sich hatte verbinden sollen. Julie, mißgestaltet und prüde, hatte Angst vor jeder Repräsentation. Louis, der Dragonerobers, ein kranker, verdrossener Sonderling, der sich mit Kurpfuschermitteln behandelte, erfand für seine unleserliche Schrift die seltsamsten Schnörkel und hatte Zeichen von Größenwahn und Verfolgungswahn. Er murrte über die Ehe, die ihm sein Bruder aufgenötigt hatte, die unglückliche Ehe mit Hortense, der Tochter Josephines. Vor zwei Jahren war sie geschlossen worden; und seit dem zweiten Monat war sie faktisch zerrissen. Aber nichts schien so unheilbar wie das Verhältnis Napoleons zu Lucien, dem um sieben Jahre Jüngeren. Lucien, dem gewesenen Jakobiner, der sich Brutus

genannt hatte, und der damals an Joseph schrieb: „In einem freien Staat ist Napolione eine Gefahr. Er hat die Neigung, den Tyrannen zu spielen, und wäre er König, so würde er es sein, und sein Name wäre für die Nachwelt und für den empfindsamen Patrioten ein Gegenstand des Abscheus.“ Sie ähnelten sich zu sehr, um sich nicht brüderlich zu hassen. Schon als Lucien Kriegskommissar in Italien war und ohne Erlaubnis sich nach Paris begab, hatte der General Buonaparte den „jungen Mann“ getadelt: „Er hat etwas Geist, aber er ist böswillig; von jeher ist er darauf erpicht, sich in Politik zu mengen.“ Für die Hilfe am 18. Brumaire schuldete Napoleon Lucien Dank. Sie überwarfen sich, als Lucien in der Broschüre „Parallele zwischen Cäsar, Cromwell und Bonaparte“ die Erbfolge nach dem Ersten Konsul für dessen Brüder heischte. Die Verbannung Luciens nach Madrid war die erste Maßregelung. Und dann entzweiten sie sich völlig wegen einer Frau.

Neunzehnjährig hatte Brutus Buonaparte in Marseille die Wirtstochter Cathérine Boyer geheiratet; bis zu ihrem Tod an einer Frühgeburt hatte er sie gegen Napoleon und Josephine, die sie nicht als Verwandte anerkennen wollten, geschützt. Er bereicherte sich, kaufte Kunstschatze, dichtete, spielte im Kostüm Theater, war der Liebhaber der Mezeray, einer Komödiantin, und der Marquise von Santa-Cruz, die mit ihm von Spanien nach Paris ging. Aber Napoleon verhöhnte ihn nur, bis Lucien sich in die Leidenschaft für Alexandrine stürzte, die Gattin des Maklers Joubertou de Vambertie, der dann in Port-au-Prince an gelbem Fieber starb. Zur selben Zeit, als in Baltimore Jérôme und Betsy vor den Altar traten, wurde in Paris ein Kind Luciens und Alexandrines geboren, und ein Priester segnete ihre Ehe ein, die, so hieß es in der Taufurkunde, wegen eines politischen Hindernisses noch nicht vor der bürgerlichen Behörde vollzogen werden dürfe. Napoleon hatte den Plan, Lucien mit der Königinwitwe von Eturien zu vermählen; Lucien wich aus. Er ernannte ihn zum Senator von Trier mit Poppelsdorf, einem der schönsten deutschen Schlösser, als Sitz. Da wurde ihm hinterbracht, daß Lucien in Chamant vor Zeugen sich mit der Witwe Joubertou in die Zivilregister habe einschreiben lassen. Es war Konzert in Malmaison. Napoleon winkte den Musikanten, sie sollten schweigen, und schrie über die Gäste hinweg: „Lucien hat diese Canaille geheiratet!“ Er wollte seine Verhaftung befehlen, einen Prozeß gegen ihn anstrengen. Er brach mit ihm; und Lucien reiste in ein zweites, längeres Exil ab, nach Rom.

Napoleon wußte, daß Robert Patterson, der Bruder der Amerikanerin, in Paris war, daß Lucien ihn empfangen hatte und für den Jüngsten intrigierte. „Er ist besser daran als wir“, hatte er über Jérôme gesagt. „Wir schwimmen noch auf stürmischem Meer, und er ist in Sicherheit in einem unvergleichlichen Hafen. Jetzt treffen wir alle Vorkehrungen, damit seine Zukunft angenehm und nicht beunruhigt wird.“ Napoleon sperrte Jérôme die Gelder. Er erließ ein Ultimatum: „Wenn die junge Person ihn begleitet, so wird sie keinen Fuß auf französisches Gebiet setzen. Wenn er allein kommt, so werde ich seine Irrung eines Augenblicks, seinen Jugendfehler vergessen. Durch ein Betragen, das seiner und seines Namens würdig ist, kann er meine Liebe späterhin wiedergewinnen.“

Dann geschah eine Kleinigkeit: die Proklamation von Napoleons Kaisertum. Die Nachricht drang in die Neue Welt. Und alsbald erfuhr Jérôme, daß er von der Liste der Erbberechtigten gelöscht sei. Er erfuhr es durch eine offiziöse Notiz der französischen Presse: „Die amerikanischen Zeitungen sprechen oft von einer Gattin des Herrn Jérôme Bonaparte. Es ist möglich, daß er, ein junger Mensch von noch nicht zwanzig Jahren, eine Mätresse hat, aber es ist unwahrscheinlich,



Ulla von Both

daß er eine Frau hat, da nach den französischen Gesetzen ein junger Mann sogar bis zu fünfundzwanzig Jahren nicht ohne die Zustimmung seiner Eltern und ohne in Frankreich die geltenden Formeln erfüllt zu haben, heiraten kann.“

Jérôme wurde schwatzmütig. Auch Joseph, der Älteste, auf den er gehofft hatte, tröstete ihn nur mit Redensarten. Ingeheim schiffte er sich mit Betsy und ihrer Tante auf der Brigg „Philadelphia“ ein. Als sie dem Kap Henlope nahe waren, lag Betsy krank in der Kajüte. Man mußte in der Nacht zurück, um in der Mündung des Patapsco Deckung zu suchen, und am Morgen das Schiff scheitern lassen. Jérôme, Betsy, die Tante kletterten halbnackt an das Ufer. Er büßte fast sein ganzes Gepäck ein, 3000 Dollar und die Brigg, für die der Reeder zu entschädigen

war. Ein andermal durchkreuzten die Briten die Ausfahrt. Bis nach Monaten Jérôme, Betsy und Robert Patterson auf der „Erin“ in der Bucht von Lissabon landeten.

Jérôme Bonaparte bat den französischen Geschäftsträger in Lissabon um Pässe für sich und seine Frau. Einen Paß für Miß Patterson gab man ihm nicht. Napoleon war zur Krönung in Mailand und schleuderte in alle Windrichtungen Briefe; Briefe an seine Mutter, den Erzkanzler, den Marineminister, den Polizeiminister, die diplomatischen Agenten. „Herr Jérôme Bonaparte“, schrieb er an Letizia, „ist mit der Frau, mit der er lebt, nach Holland gekommen. Ich habe dem verlorenen Sohn befohlen, über Perpignan, Toulouse, Grenoble und Turin nach Mailand zu reisen, auch ihn wissen lassen, daß er, wenn er sich von dieser Route entfernt, arretiert wird. Ich habe verfügt, daß Miß Patterson nach Amerika zurückgeschickt wird. Wenn er die Schmach nicht tilgt, die er meinem Namen aufgedrückt hat, indem er um eines elenden Weibes willen meiner Fahne untreu wurde, so werde ich für immer meine Hand von ihm ziehen und vielleicht ein Exempel statuieren, um die jungen Offiziere zu lehren, wie heilig ihre Pflichten sind und wie beispiellos das Verbrechen ist, das sie durch Desertion einer Weibsperson wegen begehen. Schreiben Sie ihm, daß ich wie ein Vater zu ihm war. Habe ich erst mein Urteil gefällt, so werde ich unerbittlich sein.“ Die Nachrichten des Kaisers waren ungenau. Nur Betsy war nach Amsterdam unterwegs. „Verjage“, so beschwichtigte Jérôme sie, „aus Deinem Sinn jede düstere Vorahnung. Glaube an Deinen Gatten. Das schlimmste, was uns passieren kann, ist, unbehelligt in einem fremden Lande zu leben. Aber wenn wir beisammen sind, sind wir dann nicht glücklich? Weine nicht, denn Tränen nützen nichts und können großes Unheil anstiften.“

Schon eilte er nach Turin. Er wollte in feurigem Heroismus vor Napoleon niederknien, ihn anflehen. Der Kaiser hatte zu einer Theaterszene diesmal keine Lust. Er stellte Bedingungen. Jérôme selbst müsse seine Heirat aufheben und Miß Patterson in Kenntnis setzen, das sei unabänderlich. Verzichte sie auf den Namen Bonaparte, so solle sie lebenslänglich eine Rente von 60 000 Francs haben. Lecamus, der Freund, war der Übermittler dieser Botschaft nach Amsterdam. Jedoch in Holland hatte die „Erin“ nicht ankern dürfen. Betsy landete in Dover. Eine Menge von Neugierigen umschwirrte die Heldin eines europäischen Skandals, und man mußte den Schwarm durch eine Polizeieskorte abwehren.

Miß Patterson mietete in Camberwell im Umkreis von London. Hier gebar sie einen Knaben. „Gedulde Dich, meine Freundin“, schrieb ihr Jérôme. „Sträube Dich nicht gegen die Wünsche des Kaisers. Ihnen zu gehorchen, ist ein Beweis von Rücksicht; und einen Souverän soll man nicht verletzen. Du würdest mich und unser Kind ruinieren. Wenn Du nicht in den nächsten zwei Monaten gerufen wirst, so fahre nach Amerika, lasse Dich in Deinem Hause nieder und lebe wie früher. Ich werde Dir vieles senden, was Du verheimlichen mußt; nur Deiner Mutter kannst Du sagen, daß ich Dir schreibe.“ Napoleon zürnte: „Miß Patterson war in London. Das war ein Spektakel für die Engländer. Sie hat sich dadurch nur noch schuldiger gemacht.“ Fünf Monate blieb Betsy in England, ausgehört und bespitzelt; und indem sie an Jérôme, dem „Gefangenen“, festhielt, war sie stolz und klug gegenüber allen Lockungen. Sie fuhr mit ihrem Kinde zu ihrem Vater, dem „dear Sir“ ihrer kühlen Briefe.

Jérôme wurde Fregattenkapitän und Divisionschef. Der Kaiser, der Fouché einschärfte, ihn zu überwachen, verzieh dem „enfant gâté“ Prahlereien und Geflunker. Matter und matter wurde Jérômes Zärtlichkeit für Betsy. Er schenkte ihr Roben und Hüte, dann nichts mehr. Er sprach von ihr als seiner „Gattin in Amerika“; und schon sah er sie nur im Nebel eines romantischen Liebesromans.

Cambacérès, der Erzkanzler, der Jurist, lieferte Napoleon ein Gutachten über die Ehe Jérômes; er entschied, sie bestehe zu Recht. Das mißbilligte der Kaiser: „Er hat im Ausland geheiratet, der Kontrakt ist nirgends registriert, er war minderjährig, ist nicht aufgeboden worden. Es besteht so wenig Heirat wie unter einem Liebespaar, das sich in einem Garten auf dem Altar der Liebe im Angesicht des Mondes und der Sterne vermählt. Sie nennen sich verheiratet, aber wenn die Liebe aus ist, so merken sie, daß sie es nicht sind.“ Der Bischof von Baltimore hatte ein Papier über die Zeremonie unterfertigt. Napoleon beehrte von Papst Pius VII. eine Bulle gegen diese Trauung mit einer Protestantin, die Nichtigkeitserklärung. Der Papst hörte nicht auf ihn. Jérôme segelte mit seiner Division, drei Fregatten und zwei Briggs, nach Algier, um die genuesischen und französischen Sklaven aus den Kerkern des Dey von Algier zu befreien; Tedeum, Bankett und Ball bei seinem Wiedereinlaufen in Genua. Er kommandierte den „Veteran“ und tat, als sei er Großadmiral des Geschwaders gegen England. „Es ist unfäßlich“, schrieb Napoleon aus Schönbrunn, „was dieser junge Mensch mich kostet, und dabei habe ich nur Widerwärtigkeiten von ihm, und er ist ganz wertlos für mein System.“

Der Kaiser betrieb eine Ehe Seiner Kaiserlichen Hoheit des Prinzen Jérôme mit einer Prinzessin. Und wie er Eugène de Beauharnais, Josephines Sohn, seinen Stiefsohn, mit Auguste, der Tochter des Kurfürsten von Bayern, verheiratete, versorgte er Jérôme mit Katharina, der protestantischen Tochter des Königs von Württemberg. Der Priester Boilève, Ehrenkanonikus der Diözese Paris, annullierte durch feierliche Sentenz die Ehe des minderjährigen Jérôme Bonaparte und der Elisabeth Patterson.

Jérôme, König von Westfalen, wurde in Stuttgart mit der naiven Deutschen vermählt. „Mit Miß Patterson“, so entlastete er sich in einem Brief nach Rom an Lucien, „ist alles nach Gebühr vereinbart worden. Sie wird nach Europa kommen und ein Fürstentum erhalten, dessen Erbprinz mein und ihr Sohn sein wird. Du kennst, Lucien, die Gefühle meines Herzens und weißt, daß nur das Wohl und das Interesse meiner Familie mich bewegen konnten, andere Bande zu knüpfen. Sage, Lucien, daß Dein Bruder unglücklich, nicht, daß er schuldig ist.“

★

Einmal berichtete der kaiserliche Geschäftsträger in Washington, es sei die Rede von einer Heirat zwischen Miß Patterson und Sir Thomas Graves, dem Sohne eines englischen Admirals, der in den Vereinigten Staaten lebte. Einmal war der Kaiser bereit, ihren Knaben, den sie in Baltimore als Jérôme-Napoleon Bonaparte hatte taufen lassen, in Frankreich aufzunehmen und ihm eine glänzende Position zu sichern. Aber Lecamus, der für den König von Westfalen nach Amerika reiste, kam mit einem Brief des jungen „Bo“ zurück, worin dieser beteuerte, er sei nicht fähig, seiner Mutter das Herz zu zerbrechen und ohne sie nach Europa zu gehen; denn Betsy hatte sich bei Napoleon selbst bemüht, und sie betrachtete Bo schon als kaiserlichen Prinzen.

Der König von Westfalen fragte unter Diskretion bei seiner „Gattin in Amerika“ an, ob sie mit dem Kinde sein Land bewohnen wolle. Er werde ihr das Schloß in Schmalkalden als Residenz und ihr und Bo den Titel einer Prinzessin und eines Prinzen von Schmalkalden geben. Betsy erwiderte sachlich, Westfalen sei nicht groß genug für zwei Königinnen. Sie hatte die Idee, den Kaiser durch das Märchen zu beeinflussen, ihre Familie presse sie zu einer Ehe mit Charles Oakeley, dem Sekretär der britischen Legation in Washington, dem Sohn eines Baronets, und sie werde mit ihm nach England übersiedeln. Und sie hatte fast schon Erfolg bei Napoleon. „Der Größte der Sterblichen“, so dankte sie ihm, „läßt sich herbei,

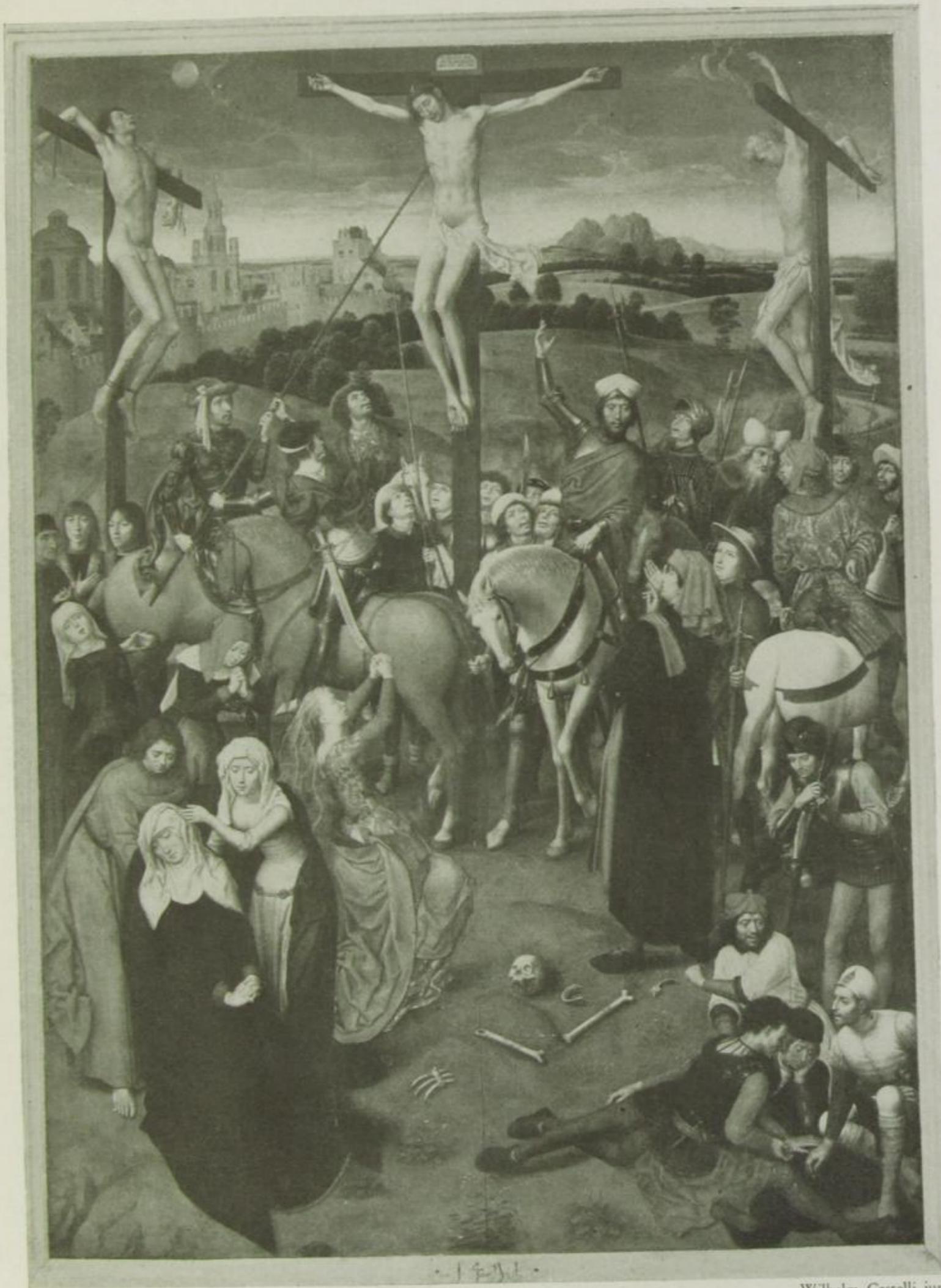
sich für das Los der Niedersten unter den Frauen zu interessieren.“ Aber sie erzielte nichts als den regelmäßigen Abgang der Vierteljahrsrente von 15 000 Francs, Das Kaisertum zerschellte auf dem Schlachtfeld von Waterloo. Elisa Bonaparte, geborene Patterson, durch die Kammer von Maryland auch für Amerika geschieden, wurde die Pensionärin der Bourbonen, die nun für die Jugendliebe eines Bonaparte aufzukommen hatten.

Im Sommer 1815 erschien sie in London. Die hohe englische Gesellschaft bewunderte sie in snobistischer Genugtuung, sie bei ihren Siegesfesten unter sich zu haben. Sie reiste nach Paris. Wellington, Talleyrand, Chateaubriand, die Staël machten ihr den Hof, indes Jérôme bei seinem Schwiegervater, dem König von Württemberg, sich langweilte und mit Zuwendungen an Bo knauserte. Sie galt als Tochter eines amerikanischen Millionärs; und so eröffneten sich ihr, wie sie ihrem Vater mitteilte, vornehme Heiraten: „Hat eine Frau von ihren Eltern nichts zu erwarten, so kann sie eine Venus an Schönheit, eine Minerva an Geist sein, und sie findet dennoch keine ihr entsprechende Partie.“ Es widerstrebte ihr, als das Weib eines ehrbaren Geschäftsmanns in Baltimore zu vegetieren: „Die Natur hat mich nicht für das Dunkel geschaffen.“

Auf drei Jahre ging sie nach Amerika. Dann fuhr sie mit Bo, der bisher Schüler in Mount-Saint-Mary gewesen war, nach Amsterdam und über Deutschland nach Genf, um dort die Erziehung ihres Sohnes zu vollenden. Englische Prinzen und russische Fürstinnen erzeigten ihr Gastfreundschaft und Huld. Pauline Borghese, Napoleons Schwester, lud sie durch John Jacob Astor nach Rom ein. Pauline, die keine Kinder hatte, war gesonnen, etwas für den Sohn Jérômes zu tun. Und auch seine Verlobung mit Charlotte, Tochter Joseph Bonapartes, des Exkönigs von Spanien, der nun Graf von Surveilliers hieß und drüben in der Neuen Welt sich eingebürgert hatte, war in Aussicht. Pauline schenkte Betsy ein Ballkleid, einen Mantel von rosa Atlas, einen Hut, sie staffierte Bo aus, bis auf die Flanellleibchen, und sagte ihm 2000 Francs jährliches Toilettengeld bis zu seiner Heirat zu. Bo, der dem großen Napoleon sonderbar glich, wurde von Madame Letizia, von Lucien, dem päpstlichen Fürsten von Canino, von der ganzen Familie verhätschelt. Die Familie schickte ihn nach Philadelphia. An Bord der „White Oak“ segelte er von Livorno nach Amerika. Er suchte Joseph, seinen Oheim, in Point Breeze am Delaware auf. Aber das Heiratsprojekt verwirklichte sich nicht. „Es gibt nichts“, schrieb Betsy an ihren Papa, „das mich von diesen Bonapartes jemals überraschen kann noch wird.“ Bo trat in das Harvard-College ein.

Elisabeth Patterson lebte in Genf, in Havre und mit Bo, den sie wieder herüberholte, in Florenz. Sie hatte keinen Lebenszweck als Größe und Reichtum für ihn. Sie gestattete auch seinen Umgang mit seinem Vater, dem Müßiggänger, der das Vermögen der greisen Letizia schmarotzend vergeudete. Bo wohnte in Rom, unter einem Dach mit Jérôme, überdrüssig dieser Leere, und sehnte sich nach Amerika. Er kehrte dorthin zurück. Und er heiratete ein Mädchen in Baltimore, Suzan-May Williams. Das war für Elisabeth Patterson zuviel. Empört protestierte sie gegen diese obskure Ehe; Bo sei ein Narr. Sie hatte mit Heizung, Licht, Essen sich eingeschränkt, nur für ihn und seine Zukunft Geld zusammengeschart. Nun hatte sie umsonst sich geopfert. Und sie wurde so heftig, daß Patterson sie an ihre Jugendtorheit erinnerte.

In ihrem fünfzigsten Jahr wählte sie Baltimore, die verspottete Krämerstadt, zu ihrem Altersaufenthalt. Dort starb sie in einem Boardinghouse 1879, vierundneunzigjährig, neun Jahre nach Bo, der bald ein eisig-nüchterner Yankee geworden war.



Wilhelm Castelli jun.

Altarbild im Dom zu Lübeck



Bestattung auf der Nehrung

Umbo



Umbo

Gebet am Grab



Der Tote

Umbo

# Claudius, der Familienvater

Von

Urban Roedl

Die Familien bleiben rundherum in enger Verbindung. Wenn bei Herder und bei Claudius ein Kind erwartet wird, läßt Hamann in Königsberg das seinen Verleger Hartknoch in Riga wissen:

„In Weimar und Wandsbek soll es diese Woche Kindelbier geben“, schreibt er im Mai 1781. „Warte mit Schmachten auf Nachricht und habe diese Woche bereits beiderseits darum ersucht.“ Und Herdern wünscht er „der Abwechslung wegen diesmal ein Fräulein, dem armen Asmus aber ein Männlein. Der Art wegen verdiente doch auch der Name erhalten zu werden.“ Ja, er ist so vernarrt in diesen Wunsch, daß er, wenn der liebe Gott doch den Wandsbekern einen Buben bescheren wollte, vor lauter Freude selber mit einem Zwitter in die Wochen kommen möchte. Davon bleibt er allerdings verschont.

„Gestern hat mir Gevatter Claudius die Hausfreude seines fünften Mädchens gemeldet, das den 16. huj. zur Welt gekommen und den 21. getauft worden: Johanna Katharina Henriette. Abwesende Vaten sind gewesen: Herr von Haugwitz, seine im Holsteinischen entbundene Gemahlin; an des ersteren Stelle der Vater selbst, an der zweiten die Frau Pastorin Alberti und gegenwärtig die Gräfin Katharina zu Stolberg.“

Man tauscht mit den befreundeten Häusern die Schattenrisse der Familienmitglieder aus. Auch Hamann schickt sein Bildnis nach Wandsbek, ohne freilich den Gevatter zu befriedigen — der stelle sich einen Janus an ihm vor, „aus dessen Face niemand das Profil, so wenig wie aus dem Profil die Face wittern kann“ — und die ganze Familie Herder wird in effigie im Claudius'schen Häuschen begrüßt und bewundert:

„Gott grüß Euch samt und sonders! Und wir haben Eure Familiensilhouette wohl erhalten, weiden uns auch täglich daran, wenn wir hinschauen linker Hand an der Tür oder vielmehr neben der Tür, zwischen Gevatter Hamann und Freund Jacobi, von dem ich Euch einmal geschrieben hatte, daß er Euch gern möchte von Angesicht kennenlernen, und von dem ich Euch hiebei ein Buch schicke, das er geschrieben hat, und darin er Eurer mit großer Ehr' und Zier gedenkt. Das Buch ist hier in Hamburg unter meiner Direction gedruckt, wie Ihr wohl an dem Druckfehlerverzeichnis abnehmen werdet, und er hat mir aufgetragen, es Euch zu schicken nebst einem freundlichen Gruß. Ihr werdet ihn aus dem Buch von einer Seite kennenlernen, und von einer andern hab' ich Euch neulich schon gesagt, daß er trefflicher Gemütsart sei.

Aber wieder auf Eure Silhouetten zu kommen, so finden alle hohe und niedre Herrschaften, die hier zu unsrer Tür eingehen, ein sonderliches Behagen dran. Sagt, wie macht Ihr's, daß sonderlich die Kindersilhouetten so scharf und ähnlich werden? Hierzulande sieht allemal eine Kindersilhouette grade so aus wie die andre. Wir haben mehrmals den Versuch gemacht, wollten Euch auch wieder mit unserm Familien-gemälde präsentieren, aber es wurden solche Fraßengesichter, daß wir uns schämten und grämten, sie Euch *judicibus competentibus* vor Augen zu legen.

Schicken Euch indes, Ihr Lieben, ein Stück von dem berühmten Hamburger Rauchfleisch. — Ich hätte Euch gerne eine Bouteille ertraguten Malaga dazu geschickt; aber ich wußte sie nicht zu Euch zu bringen und mochte Euch keine großen Kosten zumuten. Indes hab' ich doch nicht umhin gekonnt, ein kleines Fläschchen auf gut Glück beizulegen, damit Ihr Euch den Magen zum Rauchfleisch eine halbe Stunde vor dem Essen schärfen sollt.

Wir sind gesund, gottlob! gesund, und haben Euren Geburtstag, versteht sich, im August mitgefeiert; den 26. ist Frau Rebekka ihr Geburtstag, da wollen wir auf Eure Gesundheit trinken. Grüßt Frau Karoline herzlich und die Kinderlein, Adalbert und Wilhelm und August und Gottfried. Wilhelm gefällt mir am liebsten, vermutlich weil er meiner Anna gleich sieht, die mir auch sehr gefällt.

Nun lebt von Herzen wohl. Wir samt und sonders grüßen Euch noch einmal.

Apropos, wenn Ihr noch ein Exemplar von Euren „Volksliedern“ und von Euren theologischen Briefen übrig habt, so schickt sie mir gelegentlich; sonst ist's auch gut. Noch eines — addies! addies.“

\*

Im Dezember 1786 vermehrt sich die Familie des Boten wieder um einen Kopf. Diesmal ist es ein Junge, er wird Matthias Heinrich benannt.

Es ist für Claudius nicht leicht, die zahlreiche Familie zu ernähren und den auch sonst gewachsenen Anforderungen zu genügen. Seit der letzten Geburt kränkelt Rebekka, eine Hilfe ist nötig. Seine Einkünfte bestehen in dem Gnadengehalt des dänischen Kronprinzen und außerdem nur in dem geringfügigen Erlös aus den Schriften und in den unregelmäßigen Zuwendungen der Freunde. Durch betriebsame Schriftstellerei seine Lage zu verbessern, ist ihm verhasst und unmöglich. Auch nimmt der Unterricht der Kinder allmählich seine Zeit sehr in Anspruch. So denkt er wieder daran, Zöglinge aufzunehmen wie schon früher einmal. Denn jede andere Art von Beruf dünkt ihm seine Unabhängigkeit zu rauben, und sie will er sich, solange es irgend geht, bewahren. Vater Gleim soll ihm einen Schüler suchen. Matthias, von ihm „väterlich und derbe angebrummt“, setzt ihm seine Lage auseinander.

„... Ich habe wirklich großen Trieb, unabhängig zu sein, hab' mich auch bisher so erhalten, nicht auf Rosen und ohne Mühe; und ich würde es auch, auf eben die Art, vielleicht noch fernerhin tun können. Aber meine Kinder, derer nun gottlob! acht beisammen sind, fangen an groß zu werden, und da ich niemand habe, sie zu unterrichten und zurechtzuweisen, so muß ich es selbst tun, und in der Zeit, daß ich das tue, kann ich kein Brotgeschäft tun, und darum sollten ein oder zwei Zöglinge den Unterricht mitgenießen und meinen Kindern ihren Hofmeister freihalten. Sehen Sie, lieber Gleim, so war mein damaliges Anliegen gemeint, und ich sehe noch iso nichts Unrechtes darin, und es hätte doch auch einen wohlhabenden Vater geben können, der, wie ich mir und ihm zu dienen dachte, sich auch damit gedient geglaubt hätte... Und nun leben Sie wohl, und brummen Sie nicht wieder, ob Sie wohl als der alte Gleim etwas mehr frei haben als ein anderer.“

Aber kein wohlhabender Vater findet sich, der sich und ihm solcherart dienen möchte.

Claudius muß es auf anderem Wege versuchen. Im Juli dieses Jahres 1787 kommt der Kronprinz Friedrich auf einer Reise durch Holstein auch nach Wandsbek. Die Huldigung der Einwohnerschaft bringt Matthias mit einem Begrüßungsgedicht dar. Zum Dank fordert der junge Regent den Dichter auf, sich an ihn zu wenden, wenn er einen Wunsch habe. Da nun die Bissen immer schmaler werden, entschließt sich Matthias, der Aufforderung des Kronprinzen Folge zu leisten.

„Durchlauchtigster

Gnädigster Prinz!

Ich habe mich bisher mit meiner Hände Arbeit genährt und mich nicht übel dabei befunden; aber acht Kinder, die doch halbwege erzogen und unterrichtet sein sollen, fangen an, mir meine Zeit zu nehmen und mir meine igtige Lebensart etwas beschwerlich zu machen. Ew. Königliche Hoheit haben ungebeten mich auf eine solche Art zu bemerken geruht, daß ich, wenn ich etwas zu bitten habe, mich erst an Sie wenden würde, und wenn Sie auch nicht unser Kronprinz wären. Ich wünschte irgendeine



H. Ilgenfritz

Stelle in des Königs Londe, und wenn es sein könnte, im lieben Holstein. Gnädiger Prinz! Ich bitte nicht um eine sehr einträgliche Stelle, sondern nur um eine, die mich nährt, und um so eine bitte ich mit aller Unbefangenheit eines Mannes, der willens ist, das Brot, das ihm der König gibt, zu verdienen.

Wenn es mir auch erlaubt sein würde, so wüßte ich nicht zu sagen, wozu ich eigentlich geschickt bin, und ich muß Ew. Königliche Hoheit untertänig bitten, daß Sie gnädigst geruhen, ein Nachwort zu sprechen und zu befehlen, wozu ich geschickt sein soll.“

1788. Für Matthias scheint das Jahr freundlich zu beginnen. Er wird, als Antwort auf sein Bittgesuch, mit der Stelle eines ersten Revisors an der neuerrichteten Speziessbank in Altona betraut. Gegen ein Gehalt von 800 Reichstalern hat er die einzige Verpflichtung, einmal im Jahr die Revisionsgeschäfte zu erledigen. Damit ist seine Lage einigermaßen gesichert, ohne daß er dafür seine Unabhängigkeit preisgeben muß. Wie um nun sein Wort wahrzumachen, daß er in der Tat willens sei, „das Brot, das ihm der König gibt, zu verdienen“, und als ob es nur des Befehls bedurft hätte, wozu er geschickt sein sollte, veröffentlicht er jetzt anonym einen Brief, den „Der Rüstler Christen Ahrendt in der Gegend von Husum an seinen Pastor, betreffend die Einführung der Speziessmünze in den Herzogtümern Schleswig und Holstein“ schreibt. Er handelt von der neuen Währung und ihren Vorteilen, und die Einkleidung dient dazu, die heftig umstrittenen ökonomischen und monetären Fragen in der Sprache des einfachen Mannes aus dem Volke darzustellen; was ihm in der Tat durch sinnfällige, aus dem Alltagsleben gegriffene Vergleiche vortrefflich gelingt. Allgemeinverständlich und überzeugend beweist er, daß die Bevölkerung nicht nur keine Ursache zur Beunruhigung habe, sondern daß von der Einführung der neuen Münze für alle Schichten und Stände nur Nutzen zu erwarten sei.

Aber die Freude über die neue Sicherheit wird bald getrübt.

In eben diesen Tagen bricht schwerstes Leid über die Familie herein: der kleine Matthias, noch nicht zwei Jahre alt, stirbt am 4. Juli 1788. Es ist für den Vater eine furchtbare Prüfung, und Rebekka glaubt ihren Schmerz nicht verwinden zu können. Viel später einmal gesteht Claudius:

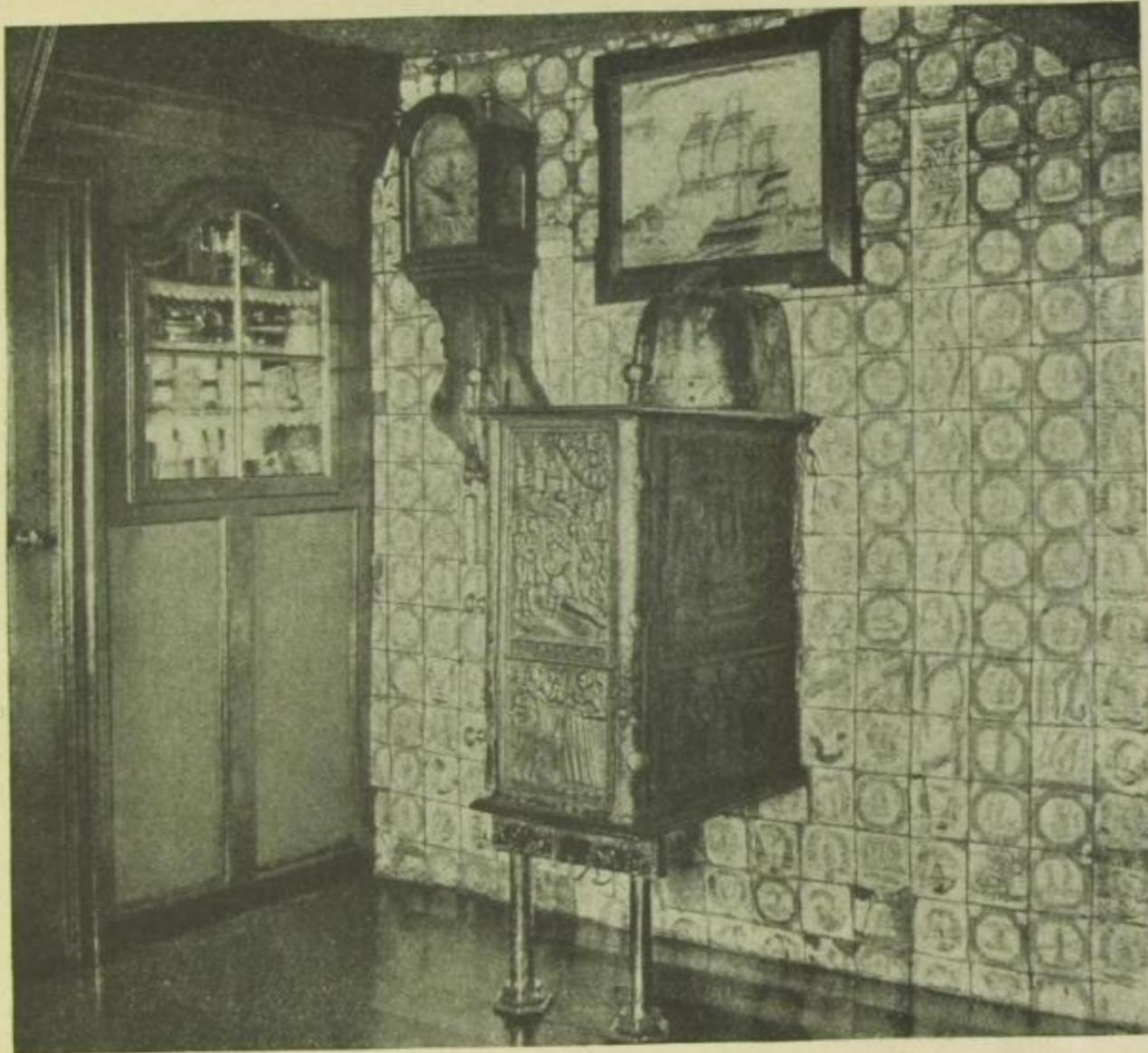
„Ich dachte lange schon, mein Glaube sei fest und stark; in der Stunde aber, in der ich meinen Matthias in den Sarg legte, da wollte Ergebung und Demut fast nicht halten; der Glaube ward hart geprüft; da erst lernte ich verstehen, was es mit dem Menschenleben auf Erden auf sich hat. Was vorherging, war nur Kinderspiel!“

Und es entstehen die Verse der mütterlichen Klage und des väterlichen Trostes:

Er ist nicht auf immer hier begraben,  
Es ist nicht um ihn geschehn! — —  
Denn die Gabe aller Gaben  
Stirbt nicht und muß auferstehn.

Der Himmel verdunkelt sich. In dem Krieg, den Rußland mit Österreich gegen die Türkei und Schweden gegen Rußland führt, schlägt Dänemark sich auf die Seite Katharinas, gefährliche Verwicklungen drohen der Heimat, und von Westen her dringen die Wogen revolutionärer Erregung ins deutsche Volk. Noch ist das Leben in Wandsbek freilich so geruhsam wie vorher. Im Mai des nächsten Jahres 1789 schenkt Rebekka einem Knaben, der nach Jacobi den Namen Fritz erhält, das Leben; wieder scheint das Glück ins Haus. Aber wie lange noch wird diese Insel der Beschaulichkeit vom Sturm, der aus allen Richtungen der äußeren und inneren Welt heraufzieht, verschont bleiben? Das heitere Bild, das Friedrich von Matthison von diesem Leben zeichnet, ist ein letzter Blick, der vor dem Abschied noch einmal alles zusammenfaßt:

Wandsbek, ein schön gebauter Flecken von anderhalb hundert Häusern, ist das wahre Loreto der Hamburger: denn dort kann schwerlich das heilige Haus in ge-



Beileger-Ofen auf Hallig Langeness (Friesland)

Renger-Photo

drängteren Scharen besucht werden als hier so manches unheilige. Solange die Bäume grün sind, wogt auf dem Wege dahin an allen heiteren Sonn- und Feiertagen ein Strom gepushter, nach freien Atemzügen und sorgloser Ungebundenheit sich drängender Städter, und in den Wirtshäusern gebriecht es dann oft ebensosehr an Raum wie in den Schauspielsälen, wo Schröder oder Iffland in Gastrollen auftreten. Desto mehr Raum gewährt ein nahes Gehölz, wo alle Schauer der Einsamkeit wehen und wo das Schmettern der Nachtigallen die von fern herüberhallende Tanzmusik der Belage triumphierend überstimmt.

Wie Pope sein Tricakenham zur berühmtesten Villa von England machte, so wurde Wandsbek durch Claudius der berühmteste Marktflecken von Deutschland. Er bewohnt ein geräumiges Haus und kultiviert einen großen Küchen- und Obstgarten, an welchen eine angenehme Wiese stößt, womit die Gräfin Schimmelmann, zum Besten einer Ruh, ebenfalls ihr Geschenk, den von ihr geschätzten Dichter belohnte.

Claudius gehört zu den wenigen in der deutschen Gelehrtenrepublik namhaften Sterblichen, wo Mensch und Schriftsteller die nämliche Person ausmachen und wo man den einen ebenso lieb gewinnen kann als den andern. Ich kenne noch einen zweiten, bei dem dieses im gleichen Grade der Fall ist, und das ist Pestalozzi, der überhaupt in seiner ganzen Persönlichkeit eine auffallende Ähnlichkeit mit Claudius hat. Auch erscheint er im Lebensgang ebenso einfach und anspruchslos und nicht weniger warm für Volksglückseligkeit, deren Beförderung und Erhaltung ihm näher liegt wie das Wohl des geliebtesten Freundes oder sein eigenes.

Claudius spricht ebenso drollig, naiv und herzlich, aber nicht selten auch ebenso sonderbar, als er schreibt. Daß er die geschwähige Zudringlichkeit wildfremder Besucher oft mit Kälte und Einsilbigkeit erwidert, daraus wird kein Vernünftiger ihm einen Vorwurf machen. Täglich beinahe wird er von neugierigen Anekdotensammlern, gerüstet mit Schreibröhre und Bleistift, wie aus einem Hinterhalt überfallen. Er weiß, daß diese Menschenart keine Silbe, welche den Lippen eines von den Edlen im Volk gefeierten Mannes entfällt, diesseits der Druckerpresse untergehen läßt, und empfing daher einmal einen Magister, von dem er bestimmt wußte, daß er nur wandere, um in der Geschichte seiner literarischen Pilgerfahrt eine Nachtule mehr nach Athen zu tragen, bloß mit einer stummen Verbeugung.

Hierauf wurde der Fremde durch einen Wink zu einem Spaziergang nach der Wiese eingeladen, wo die Kuh weidete. Fortschreitend wie ein Karthäuser, ergriff Claudius die Nachtmilch, um das treue Haustier, welches mit Stechfliegen ganz übersät war, von dieser Plage mitleidig zu befreien, und richtete auch wirklich unter der argen Brut eine große Niederlage an. Nun erfolgte eine zweite stumme Verbeugung, und der Reisende, den Sinn des Auftrittes ahnend, empfahl sich mit sichtbarer Verlegenheit. „Se nun“, sagte Claudius, „Taten sind mehr wert als Worte, und ich meine, diese heroische Szene werde sich im Drucke nicht ganz übel ausnehmen.“

Aus: *Matthias Claudius. Sein Weg und sein Wesen.*  
Von Urban Roedel (Kurt Wolff Verlag)

---

## Jenem Stück Bindfaden

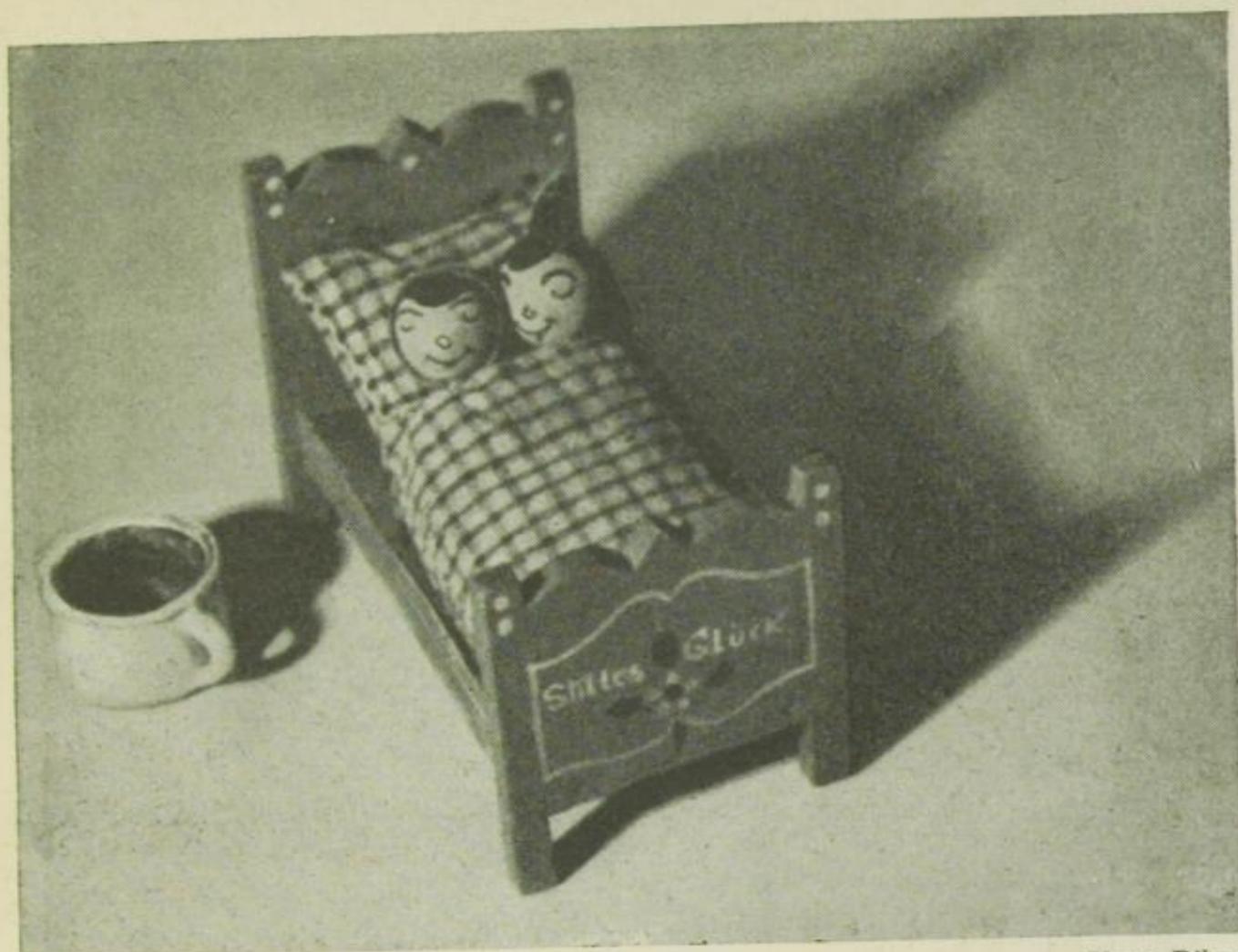
Bindfaden, an den ich denke,  
Kurz warst du, und lang ist's her.

Ohne dich wäre das so schwer  
Und so hoffnungslos gewesen.

Auf der Straße von mir aufgelesen,  
Halbst du mir,  
Mir und meiner Frau. — Wir danken dir,  
Ich und meine Frau.

Bindfaden, du dünne Kleinigkeit  
Wurdest mir zum Tau. —  
Damals war Hungerszeit;  
Und ich hätte ohne dich in jener Nacht  
Den Kartoffelsack nicht heimgebracht.

*Joachim Ringelnatz*



Tiroler Bauernschnitzerei

Hans Pilarz

## Die Bundeslade

Von  
Tikkeri

Ein kleiner Bub wird geboren, mitten im Winter, als Weihnachtskind, und mitten im Wald. In einem kleinen Häuschen. Da sind nur Stube und Schlafkammer und ein Holzschuppen hintenheraus.

Zuerst hausten nur Vater und Mutter da, aber jetzt ist das Bübchen dabei. Die Freude war so groß, als es nun endlich da war, aber es kamen schwere Tage, besonders für Vater. Mutter war sehr krank, und Vater mußte alle Arbeit tun und außerdem noch Mutter pflegen und das Bübchen versorgen. Es war eine sehr, sehr schwere Zeit.

Aber die Schatten verschwanden, und da wurde die Freude an dem Bübchen doppelt groß. Und die Mutter — „das kleine Mütterken“, wie Vater sagte — konnte gar nicht den Tag erwarten, wo sie es zum erstenmal spazierentragen würde.

Da war der Bub vier Wochen alt. An einem Tag, der nach Raureif und Nebel des Mittags herrlichste Sonne brachte, zog Mutti dem winzigen Menschlein ein funkelnagelneues Mützchen und Säckchen an, und außenherum kam noch ein dickes Tuch, so daß von dem ganzen Kind fast nur noch das Näschen herausah. Der Bub war ganz still draußen und mußte zuerst die Augelchen schließen und dann noch eine ganze Weile blinzeln, so grell war für ihn das Sonnenlicht. Mutti trug ihn so eine halbe Stunde, dann waren ihr der Rücken und die Arme so müde, daß sie wieder ins Häuschen ging.

Da kam ihr zum erstenmal der Gedanke: wenn man doch etwas hätte, wo man das Kind im Freien hineinlegen könnte. Die Krippe, die Vater selbst gezimmert hatte,

war zu klein und auch nicht warm genug. An einen richtigen Kinderwagen war schon gar nicht zu denken. Man hätte auch sehr weit reisen müssen, um einen zu bekommen. Aber — Vater hatte schon soviel selbst gemacht, ob er nicht auch — aber wovon? Und Mutter sagte ihm nichts davon.

Am nächsten Tag trug Vater sein Söhnchen. Aber siehe da — schon nach ein paar Minuten kam er wieder, legte das Kinderbündel auf den Tisch und verschwand in den Holzschuppen. In dem Augenblick wußte Mutter, daß Vater jetzt eine Liegestatt für sein Bübchen bauen würde. Sie hörte ihn hämmern, und schon nach ganz kurzer Zeit kam er zurück und hieß Mutter mit ihm gehn.

Da stand im Schuppen die große Holzkiste, in der beim Umzug alles Porzellan verstaut gewesen war, und an beiden Seiten hatte Vater in halber Höhe Stangen befestigt, so daß das Ganze aussah wie eine Sänfte, nur war es zu tief dazu. Unten in der Kiste lag Heu, Papier und Holzwolle, darüber kam ein Matrazenstück — und fertig war die „Bundeslade“.

Den Namen hat sie Vater zu verdanken. Mutter war restlos begeistert und schämte sich im stillen ihrer Kleingläubigkeit von gestern. Sie trugen die Bundeslade zusammen unter eine Tanne, und von nun an lag der Bub Tag für Tag draußen, solange es eben ging, und nur wenn es einmal Tauwetter gab und regnete, kam die Lade mit Inhalt in den Holzschuppen, da war es doch immer noch viel lustiger als in der Stube.

Wenn es schneite, wurde einfach der dazugehörige Holzdeckel über die Bundeslade gelegt und nur ein ganz kleiner Spalt gelassen. Da kam schon genug Luft für das kleine Menschlein durch. Es kam vor, daß der Deckel bis zu zehn Zentimeter mit Schnee bedeckt war, wenn Mutter kam, um ihr Bübchen zum Trinken zu holen.

Und das Kind bekam rote Bäckchen und war vergnügt und so gesund, daß man seine Freude an ihm hatte.

Langsam kam der Frühling. Die Bundeslade stand unter den blühenden Räschenbäumen, und der Bub staunte in die schaukelnden Zweige und versuchte seine ersten Bonnetönen: „— örö — örö — öh —“ Man konnte das nur hören, wenn man sich leise dicht heranschlich. Und der kleine komische Hund Schlubbes saß daneben und spitzte jedesmal seine melancholischen Ohren, wenn so ein leises Tönchen kam, denn das war ihm etwas Neues. Bis jetzt hatte er dieses komische kleine Etwas, das man nie so nahe zu sehen bekam, daß man es mal richtig beschnüffeln konnte, nur brüllen hören.

Ein kleiner Fink weckte oft den Bub mit seinem Schmetter, und wenn er vom Ast aufflog, unter dem die Bundeslade stand, stäubte eine goldene Wolke auf den kleinen Waldmenschen herab. Und die ganze Luft war erfüllt von einem anhaltenden tiefen Summen, das von all den vielen fleißigen Bienen kam. —

Und die Bundeslade selbst? Sie hatte, wie gesagt, bisher immer zum Transport von Porzellan und Küchengeschirr bei Umzügen gedient — aber man sah ihr an, daß ihre neue Eigenschaft ihr weit mehr zusagte. Das konnte man ohne weiteres merken. Ihre hohen Seitenwände schützten den Bub vor jedem Luftzug, und wenn man sie so von weitem betrachtete, sah sie wirklich recht würdig aus. Beinahe ehrwürdig. Das soll heißen: sie würdigte die Ehre, das Kind behüten zu dürfen und seinen Atem aufzufangen, wenn es schlief.

Aber es blieb nicht immer so. Ein neuer Umzug war nötig. Vater mußte wieder Geld verdienen. Nun steht die Bundeslade wieder als einfache Kiste, ohne Seitenstangen, und mit der Aufschrift: „Vorsicht! Porzellan!“ auf irgendeinem Güterbahnhof und denkt mit Wehmut an die Zeit zurück, wo sie noch die Bundeslade war.

Und wenn Vater und Mutter sie wiedersehen, wird es sein, als klängen ihnen daraus die ersten, ach so wonnevollen Tönchen ihres Söhnchens entgegen. Denn die Bundeslade hat sie alle wohl behalten und vergießt sie nie.



Oscar Kreisel

Der Sonntagsspaziergang



Der Schauspieler Wallace Beery



Der Puppenkünstler

Dr. Weller



ALQOM SORSOMAY,  
MERT TEGED ADOTT  
ELETTARSUL.  
SIERETTEDEBT MUSEGEBENT  
ES JOSZIVUSELEDEBT  
HALAS FERJED

Grabmal in Ungarn

Hill Brandt



Zwei Pfauen

Weitbilderdienst



Das Frühstück

Franz Swoboda (Burgenland)



Der Streit

Z. Kluger

# Zur Psychologie des Verwandtenhasses

Von

*Professor Dr. A. E. Hoche*

Zwischen den sanfteren Blumengesichtern, die auf dem Boden des Familienlebens wachsen — Verständnis, Geschwisterliebe, Tröstung, Aufopferung, Pietät —, sprießt auch die mißfarbige Blume des Hasses, der hier paradoxerweise oft bitterer und weniger versöhnlich ist als irgend sonst im Leben. Es ist ein theoretischer Irrtum zu meinen, daß „Familie“ an sich schon die Wahrscheinlichkeit von Zuneigung und Frieden zwischen den Mitgliedern gäbe; sie bedeutet nur eine Chance, den Stab, an dem sich freundliche Gefühle aufranken können, wenn sonst die menschlichen Voraussetzungen dazu vorhanden sind; wer seinem unbekanntem Großvater begegnet, empfindet zunächst gar nichts für den alten Herrn.

Der häufigste Typus des Verwandtenhasses ist der zwischen Brüdern; von Kain und Abel bis zu den Sühnekreuzen in kleinen Dorfkirchen und den dunklen Flecken, die nicht vergehen wollen, auf dem Estrich alter Adelsschlösser, zieht sich durch die Generationen die blutige Spur des Bruderhasses; aus den Worten des Psalmisten hört man heraus, daß er ein Idyll malen will, nicht die Wirklichkeit, wenn er dichtet: „Siehe, wie feinlieblich ist es, daß Brüder einträchtig beieinander wohnen.“ Er wußte Bescheid, er kannte die mißlichen Beziehungen zwischen Esau und Jakob ebenso wie die zwischen Josef und seinen Brüdern. Auch Salomos Spruchweisheit läßt sich dazu vernehmen: „Ein verletzter Bruder leistet mehr Widerstand als eine feste Stadt, und solcher Streit hält hart wie eines Palastes Riegel.“

Das Bruderschwert ist tragisch und heroisch, aber auch schwesterliche Nadelspitzen können ein Leben verderben; in der Familie kennt man am besten die Stellen, an denen der andere verwundbar ist.

Der Haß gegen den Vater ist im Ödipus-Komplex populär geworden, mit dem in Abhandlungen und Romanen hantiert wird, als ob es alltäglich wäre, daß der Sohn den Vater zu beseitigen und die Mutter zu besitzen wünscht. Glücklicherweise ist es nichts mit dem Ödipus-Komplex, obgleich er auf den Wogen des Schrifttums unermüdlich umherfährt wie der Fliegende Holländer; mit ihm hat er ein charakteristisches Moment gemein: alle Welt spricht davon, viele glauben an ihn, aber niemand hat ihn gesehen. Freud hat den Begriff gemünzt und in Kurs gesetzt; Freud ist ein Reinhardt des gedruckten Wortes, ein genialer Regisseur literarischer Wirkung, begabt mit dem untrüglichen Instinkt für das, was dem Volke seiner Leser nottut und wohltut. Wir haben schon vor Freud gewußt, daß Sohn und Vater Vertreter des schicksalsmäßigen Mißverstehens und des Ringens zwischen zwei Generationen sind, und daß Mutter und Sohn häufig zusammenhalten, namentlich wenn sie in den Jungen verliebt ist, in dem sie das Bild ihrer Jugendneigung auferstehen sieht.

Die sonstigen psychologischen Gründe des Verwandtenhasses sind verschlungener Art, aber doch durchsichtig. Nirgends ist die Konkurrenzsituation mit Eifersucht und Neid so unmittelbar und dauernd aufdringlich wie zwischen

Familienmitgliedern; nirgends ist man störenden Eigenschaften von Lebensgenossen so unentrinnbar ausgeliefert; es ist oft die gleiche Lage wie zwischen den Teilnehmern der Nansen-Fahrt, die, jahrelang in der Einöde aufeinander angewiesen, schließlich so reizbar wurden, daß schon die Art des Hustens des einen den anderen in Raserei versetzen konnte.

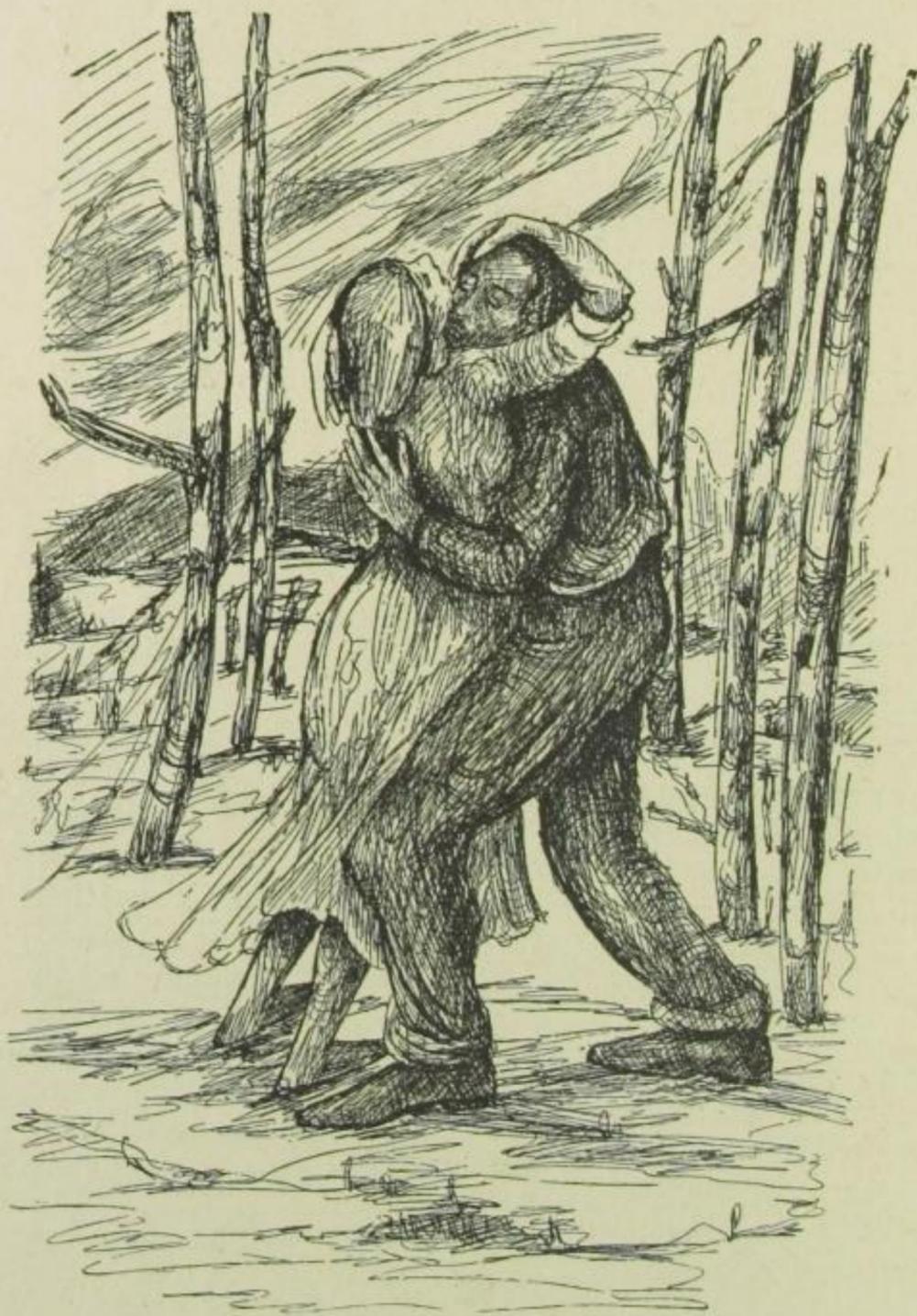
Ähnlichkeit zwischen Familiengliedern vermehrt nicht immer die Aussicht auf gutes Einvernehmen; wir haben, wenn wir uns wirklich kennen, meist keinen Anlaß zu wünschen, daß wir selber noch einmal in Wiederholung auftreten, und sehen im anderen, der uns gleicht, schärfer und peinlicher, was wir an uns selbst anders wünschten.

Sprichwörtlich bekannt ist der vergiftende und manchmal auf Generationen hin trennende Einfluß einer Erbteilung, wenn man auch die Formel als lieblos empfinden mag, auf die mir gegenüber ein verärgerter Erbe seine Stimmung gebracht

hatte: Wenn es ans Erben geht, bleibt von den Familienbanden nichts übrig als die Bande.

Wohlbekannt ist auch der lebenslänglich nagende Wurm der Erinnerung an die Kränkungen des Selbstgefühls, die der „arme Verwandte“ in jungen Jahren hinnehmen mußte. Wer als Arzt Einblick auch in die dunklen Ecken der Häuser gewinnt, weiß, daß Heines Affrontenburg allerorten steht, nicht nur an der Elbe, wo „die Sippen und die Magen“ ihn so tief verletzt hatten.

Schamhaft verborgen oder heuchlerisch weggeleugnet sprießt überall der Verwandtenhaß, eine, wie es scheint, unvermeidliche Beigabe zum Dasein, auf deren Hintergrund sich aber die menschlich schönen Züge des Familienlebens nur um so leuchtender abheben.



Chrissy Rheinbay

# Wer hat den Stein geworfen?

Von

*Max Maria Rheude*

Für meine Stadt rührt sich kein Finger. Vielleicht aus einem allgemeinen Grunde: weil es nicht mehr Mode ist, über Städte zu berichten. Möglicherweise will niemand den Charakter, die Anmut und die familiäre Geschlossenheit gerade meiner lieben kleinen Stadt wahrhaben, lauter wertvolle Eigenschaften, die man heute vornehmlich dem Dorfe zuschreibt. Es könnte auch ein Vorurteil gegen meine Stadt in der Tatsache bestehen, daß sie tief in Bayern liegt. Freilich ist ihre weißblaue Fahne mitunter schwer beweglich, aber um so sicherer und beharrlicher flattert sie einmal in der Richtung, welche sie als die einzig mögliche empfunden und erkannt hat.

Zugegeben: meine und unsere Stadt ist alt, ja uralte, so alt, daß ihre Bewohner das Entstehungsdatum gar nicht wissen und dadurch seit Jahrhunderten um erhebende Gründungsfeiern betrogen sind. Gerät in irgendeinem Winkel des Reiches ein Städtchen auf allzu lange Zeit in Vergessenheit, schnuppdiewupp schickt es seine Hochzeitslader aus, gibt überallhin Kunde von seinen stillen Verdiensten, die es nun laut auszuposaunen berechtigt ist, da es zur Erinnerung an den Herzog Ypsilon, der dem Ort vor x-vielen Säcula die Stadtrechtsame verliehen hat, ein Fest von „weithin tragender Bedeutung“ begeht. Solche Städte haben es leicht!

Unsere Stadt blüht unbeachtet. Wir wünschen uns kein Lob; wir wehren uns dagegen. Aber es ärgert uns auf die Dauer, daß man uns nicht gebührend anerkennt. Dann, wenn man uns endlich entsprechend rühmt, wollen wir gerne bescheiden tun und sagen, daß wir keine Anerkennung brauchen. Jawohl, wir pfeifen darauf!

\*

Unverständlich bleibt beispielsweise, wie der Fall des Juweliers Rechthaler nicht mit der winzigsten Notiz Eingang in die auswärtige Presse gefunden hat. Während in führenden Blättern schon das Umfallen einer Kammerfensterleiter als große Bauerntragödie geschildert, der harmlose Versuch eines Knaben, dem verlorenen Spielball durch eine Kellerluke nachzutasten, als der Aufbruch einer einbruchwütigen Unterwelt bezeichnet wird, erlöste kein einziger namhafter Journalist jenes hochkriminelle Vorkommnis aus dem dürftigen Lokalkolorit, in das es notgedrungen unauffällig schlüpfte. Keine tönende Wochenschau nahm vor dem zertrümmerten Rechthalerschen Schaufenster die Parade der Verdächtigen ab, keine Rundfunkreportage meldete das Geschehnis, und wahrscheinlich wird kein juristisches Werk den Weg nachzeichnen, den Polizei und Täter gingen, ehe sie bei einem gutgemeinten Geständnis zusammentrafen.

Der Arbeiter Hans Solleder war erster Zeuge des vollzogenen Verbrechens. Er bekundet, daß von der St. Kassianskirche zur Frühmesse geläutet wurde, als er noch müde und in sich versunken auf dem Wege zur Schnupftabakfabrik war,

wo er beschäftigt ist und die Arbeit um sechs Uhr morgens beginnt. In der Drahtziehergasse habe er sich eine Zigarette angezündet, und in diesem Moment sei sein Blick an dem Rechthalerschen Anwesen haften geblieben, an dem er täglich vorüberkommt und an dem er heute eine Veränderung verspürte. Solleder ging an das Haus heran und war ziemlich erschrocken über die Verwüstung, die er jetzt sah. Auf dem Bürgersteig verstreut lagen buntfarbige Seidenpapiere, ein leeres Lederetui und eine goldene Halskette; das Schaufenster des Juwelierladens hatte ein großes zackiges Loch, wohl von einem Steinwurf verursacht; tatsächlich befand sich innerhalb der Glaswände ein halber Pflasterstein, mitten in großer Unordnung und in zahlreichen Scheibensplittern thronend. Solleder war zunächst ratlos. Er traf keinen Menschen auf der Straße. Er überlegte es sich, ob er den Besitzer des Geschäftes nicht besser schlafen lasse, und lief zur nahegelegenen Polizeiwache. Zwei Schutzleute folgten Solleder unverzüglich, betrachteten am Tatort den Schaden und weckten dann Herrn Philipp Rechthaler, indem sie viele Male an der Hausglocke zerrten.

Diese Feststellungen waren im ersten Teil des polizeilichen Protokolls zu lesen. Mit jeder weiteren Wahrnehmung und Aussage wurde der Bericht eifrig fortgesetzt. So erfuhr die hiesige Presse, daß Rechthaler, der gegenwärtig allein in seiner Wohnung haust, weil seine Familie in der Sommerfrische ist, sehr erstaunt gewesen sei; er hätte nichts gehört, schimpfte über den Missetäter und berief sich im übrigen auf die Versicherungsgesellschaft, die ihm für den erheblichen Verlust gutstehe.

Ehe sich am Tatort fremde Leute sammeln und etwaige Spuren verwischen konnten, war schon ein Kriminalbeamter mit dem stadtbekanntem Hunde „Samuel“ da. Es gelang, einwandfrei zu ergründen, daß die Spuren in das Rechthalersche Haus selbst führten. Samuel lief immer wieder den Bogen ab, der sich vom Juwelierladen zur Haustüre an der Straßenecke zog. Im Treppenhaus waren nun freilich sämtliche Inwohner mobil geworden; Erwachsene und Kinder bewegten sich auf und ab, teils noch mit bloßen Füßen, teils schon in Pantoffeln. Samuel hatte es hier schwer. Aber er ließ sich nicht beirren, hielt die Nase hart am Boden, beharrte und blieb im Hause.

Indessen hatte sich der Meßner von St. Kassian gemeldet. Er erzählte, daß er heute früh wie sonst um 5 Uhr aufgestanden sei. Es wäre ein schöner Morgen gewesen. Ein leichter Nebel habe noch mit der Sonne gestritten. Der Meßner hat dann seine gewohnten Verrichtungen getan: er wusch sich, kleidete sich an, wärmte den Kaffee am Gasherd, war nach einer halben Stunde fertig, nahm den Schlüsselbund zu sich, verschloß seine Junggesellenbude, ging über die Straße, sperrte das Kirchentor von St. Kassian auf, sprach am Altar ein kurzes Gebet, goß das Öllämpchen nach, und als er die Sakristei öffnen wollte und eben den Schlüssel in das Schloß steckte, vernahm er ein ziemlich starkes Geklirr. Das war um halb sechs Uhr. Es ist nicht seine Art, neugierig zu sein, erklärte der Meßner, und so kümmerte er sich nicht um den Urheber des Geräusches; er war ganz dem bald beginnenden Gottesdienst zugetan.



*Irmingard Straub*

Die Tat war also kurz vor der Entdeckung des Arbeiters Solleder begangen worden. Die Drahtziehergasse dürfte außer ihm in der fraglichen Zeit niemand passiert haben. Die Klosterschwestern nämlich, die einzigen, die zur Frühmesse in St. Kassian erschienen waren, hatten einen anderen Weg, die Obermünsterstraße, benutzt. Auch der Herr Kooperator Lenzlieder war durch die Obermünsterstraße zur Kassianskirche gekommen.

Die Anstrengungen der Polizei mußten sich auf das Rechthalersche Haus beschränken. Eine peinliche Angelegenheit für Polizeibeamte einer kleinen Stadt, die die Wohnungen derselben ehrbaren Bürgersleute durchsuchen sollen, mit deren Vorständen sie abends am Stammtisch zusammensitzen.

Gleich der pensionierte Oberamtmann Lambert war sehr beleidigt über das Ansinnen, sich einem Verhör zu unterstellen. Er machte seiner Haushälterin Vorwürfe, daß sie überhaupt dem Kriminaler die Wohnung öffnete. Er verbrachte den gestrigen Abend mit dem zweiten rechtskundigen Bürgermeister Dr. Stoll im Schützenhaus, wo die neue Operette des Studienrats Sengkofer ihre Uraufführung erlebte. Hernach saßen die Honoratioren noch bei einer Flasche Wein zusammen, feierten das künstlerische Ereignis und gingen etwa gegen Mitternacht zusammen nach Hause. Die Herren waren in lustiger Stimmung; sie verabschiedeten sich von Lambert in der Drahtziehergasse, und dieser war bereits eine Viertelstunde später im besten Schlaf, vom Wein mit der rechten Bettschwere belastet. Die Haushälterin bezeugte, daß auch sie gut geschlafen und nichts gehört habe, bis sie heute früh beim Schuheputzen im Korridor von dem Vorfall erfuhr. Der Oberamtmann

betonte, daß er Wert darauf lege, jetzt beim Rasieren ungestört zu bleiben; er rückte sich am Spiegel einen Stuhl zurecht und tat seine Bartbinde um.

Weitaus freundlicher zeigte sich Frau Spangerl. Sie stand in der Küche am Wandkalender und trug einen Vermerk ein. In diesem Kalender war so ziemlich alle vier Wochen ein Tag rot durchstrichen, ein geheimnisvoll periodisch wiederkehrendes Zeichen, welches, wie sie verlegen zugab, ihre Tochter betraf, der sie gar nicht trauen will. Das Mädchel erlaubt sich manche Freiheit; es ist abends viel fort, angeblich in Vereinen und bei Freundinnen, und da ist es notwendig, zuweilen gewisse Wäschestücke zu inspizieren.

Zu dem verbrecherischen Anschlag wußte Frau Spangerl nichts zu sagen. Ihr Mann, der im Büro, und ihre Tochter, die in einer Handarbeitsschule ist, die beiden könnten keine andere Auskunft erteilen. Frau Spangerl wünscht keinem Menschen etwas Böses, aber dem Rechthaler vergönnt sie den Schaden. Der hohe Mietspreis, den der reiche Juwelier und Hausbesitzer verlangt, schreit seit langem nach Vergeltung. Rechthaler kann den Verlust ertragen, wenn er es sich in dieser schlimmen Zeit noch gestatten darf, seine eingebildete Frau und seine fetten Töchter in die Sommerfrische zu schicken; womöglich sind die Weiber gar in einem „feineren“ Kurbad, wo sie sich mit ihrem miserablen Benehmen nur blamieren und wirklich feinen Kurgästen bloß die Ferien vergällen. Die Rechthaler-schen sollen sich aber nicht täuschen, falls sie etwa glauben, daß sich in einem besseren Kurort für die eine oder andere eine Heiratspartie bietet.

Der Kunstmaler Jens Tinessen, ein Norddeutscher und daher nicht sonderlich beliebt, bewohnt im 3. Stockwerk ein Atelier. Er betreibt in unserer Stadt bestimmte Studien, ist stets allein und sucht nur zum Mittagessen ein kleines abseitiges Lokal auf. Der Polizei erklärte er in einem schnoddrigen Ton, daß ihn alle Vorgänge im Hause unberührt lassen, wie auch er sich jede Anteilnahme an seinem Leben verbitte. Selbst wenn er den Steinwurf vernommen hätte, würde er diesen nicht in seinem Gedächtnis registriert haben.

Neben dem Juwelierladen ist die Buchhandlung von Sebastian Biersack. Der Verkaufsraum ist in der Mitte abgeteilt, und zwischen den beiden Verkaufsständen, wovon der eine Bücher, der andere Schreibwaren trägt, steht wartend ein Lehmädchen und empfängt die Kundschaft. Kommt jemand in den Laden und verlangt ein Buch, so ruft das Mädchen nach rückwärts „Buchhandel“, und wenige Sekunden später erscheint *Herr* Biersack. Kommt jemand und verlangt Schreib- oder Papierwaren, ruft das Mädchen „Schreibwaren“, und sofort lüpf *Frau* Biersack den Vorhang und fragt nach Begehren.

Das Lehmädchen war einigermaßen hilflos, als der Kriminalbeamte ihr auseinandersetzte, daß er *Herrn und Frau* Biersack benötige. Die Hierarchie des Geschäftes hat ein solches Zusammentreffen nicht vorgesehen. Sie rief, von dem Beamten entschieden ermuntert, den Buchhandel und die Papierwaren herbei.



Werner Luft

Auch Sebastian Biersack vermochte keine Anhaltspunkte für den Einbruch zu liefern, es sei denn, er dürfe den Einbruch mit jenem Diebstahl in Verbindung bringen, der ihm vor etlichen Tagen ein Schachlehrbuch zu 3,50 RM. kostete. Ja, trotz größter Ordnung in seinem Laden sei dieses Buch abgängig, und wer weiß, ob nicht ein und dieselbe Verbrecherbande da wie dort beteiligt war. Doch jetzt griff Frau Biersack ein und verteidigte die so leichthin geschmähte Ehre der Verbrecher: das fehlende Buch hat sie nur leihweise in ihre Schreibwarenabteilung mit herübergenommen, mit demselben Recht, wie ihr Mann schon einmal Briefpapier in den Buchhandel hinübergeschmuggelt hat.

\*

Draußen wölbte sich ein bayerischer Tag, mit weißen Wolkenschäflein in blauem Grunde, durchwirkt von einer wohligen sommerlichen Luft. Unsere Stadt ist schön! Von allen Seiten wachsen winklige, enge Gäßchen in runde, sonnige Plätze hinein, und schlendert man zwischen den runzligen Häuserzeilen, die in jene hellräumigen Anlagen münden, so fühlt man in diesem Rhythmus den regelrechten Atem dieser Stadt. Wir empfinden es mit Dankbarkeit, daß Natur, Menschen und selbst unsere Straßen dem gleichen schöpferischen Atemzug unterliegen, und wir freuen uns, daß sogar die örtlichen Begebenheiten und Ereignisse

in dieselbe steigende und fallende Interessensphäre gespannt sind. Es ist schön bei uns! Und ich bin gern da! Und ich ersehne viele Leute hierher!

\*

Das „Mittagsblatt“ ist das maßgebende öffentliche Organ in unserer Stadt. Es ist bei uns ein alter Bürgerstolz, eine unausrottbare und verpflichtende Eitelkeit, wenigstens einmal in dieser Zeitung mit vollem Namen zu glänzen. Es gibt eine Menge Möglichkeiten hierzu, die zu erfassen natürlich einige Tüchtigkeit und ein bißchen Initiative in gesellschaftlicher Beziehung erfordern. Immerhin besteht Auswahl: es gibt ein Preisschießen, ein Wettsingen, ein Kegelschieben, es werden bedeutende Bierfeste veranstaltet, man kann sich verloben, man kann Prozessionen mitmachen, man kann Reden halten, man kann ein Kind kriegen — der Lokalberichterstatler Ranftl sorgt dafür, daß es im Mittagsblatt angezeigt wird. Wer derlei Gelegenheiten sein Leben lang versäumt, wer nie hervortritt aus der Anonymität, dem bleibt in der Zeitung freilich nur die Todesanzeige.

Aber dies nennt man: Glück und Ruhm in den Schoß geworfen, wenn ohne persönliches Zutun, lediglich kraft einer Sensation, ganze Familien mit Kind und Kegel in die Zeitungsspalten einrücken, wenn ihre Aussagen, Bekenntnisse und Meinungen gesperrt mit Vor- und Zunamen gezeichnet sind, wie die lyrischen Skizzen des feuilletonistischen Mitarbeiters. Das nennt man Dusel! Den Bewohnern des Rechthalerschen Hauses war ein solch billiger Ruhm beschieden. Beneidenswerte Leute!

Und das Mittagsblatt hat ein Geschäft gewittert; es setzt die Artikelserie fort, unterrichtet den Leser genau von den fortschreitenden Vernehmungen der Polizei und bettet zwischen die Zeilen die eigenen Mutmaßungen. Die Auflage des Mittagsblattes erhöhte sich automatisch, obwohl jede Familie abonniert ist. Aber wer mit seinem Namen in jener Zeitung erschien, kaufte sich noch etliche Belegexemplare, um für auswärtige Verwandte und Bekannte eine gelegentliche Briefeinlage zu haben.

Das Konkurrenzblatt, die „Abendpost“, mußte sich zu anderen Arbeitsmethoden entschließen. Die Abendpost, zweitrangig behandelt, bekam keine amtlichen Berichte und keine Polizeimeldungen. Sie unterhielt keine Beziehungen zu den Behörden, sie mußte sich direkt an die Beteiligten wenden. Und so schilderte sie den Juwelier Rechthaler in einem ausführlichen Interview. Die Abendpost teilte mit, daß Rechthaler seine Familie telegraphisch aus der Sommerfrische zurückbeordert habe. Seine Tochter Anneliese brachte einen Detektiv mit nach Hause, dem sie sich im Kurort anverlobt hatte. Der junge Mann habe nach kurzer Zeit in seinem Schwiegervater den Einbrecher agnosziert, Rechthaler sei geständig und mit seinem künftigen Schwiegersohn zufrieden, er treffe die Heiratsvorbereitungen, und Genaueres wäre im Inseratenteil zu lesen. Mit diesem Reklametrick war der Wohlstand einer weiteren Generation im Rechthalerschen Hause entschieden.



W. Seldow

Gesangverein



Ausflug 1905



Familienrunde in Berlin



Gruppenbild am Wannsee 1910



Keuschheitsbank in Münster

Erich Grisar



Arbeiterfamilie beim Radio

Erich Grisar



Das Ende der Familienbilder

Erich Grisar

# MARGINALIEN

## Familienszene unter Habsburgern

Der Flügeladjutant des Kaisers meldet mich an. Ich bin in Paradeuniform. Zum Kaiser zitiert worden. Mein Gewissen ist rein. Ich eile durch den Vorsaal, klopfe an der wohlbekanntenen Tür an, dreimal rasch und kräftig. Von drinnen erschallt: Herrrrein!!

*Ich:* Euere Majestät befehlen?

*Kaiser Franz Joseph* (später *ER* genannt): Du hast gestern (nimmt ein Blatt vom Stehpult, richtet sich den Zwickler auf der Nase) den Orientexpresß in Rekawinkel (sieht schärfer auf das Blatt), ja richtig, wo dieser keinen Aufenthalt zu nehmen hat, aufhalten lassen. Dadurch ist Verspätung entstanden. Mit welchem Recht? Antworten!

*Ich:* Euere Majestät, es ist mir bekannt, daß es Mitgliedern des Kaiserhauses erlaubt ist, jeden Zug irgendwo aufzuhalten, wenn sie dringend nach Wien zu kommen haben, und diesen zu benützen.

*ER:* Hast du denn keinen anderen Zug nehmen können?

*Ich:* Euere Majestät, in diesem Zug war Heinrich (mein jüngster Bruder), und wir wollten, daß er aussteige . . .

*ER:* Wir! Wer ist „wir“? Warst du denn nicht allein?

*Ich:* Nein, Euere Majestät, es war noch Josef (mein nächstjüngerer Bruder) und ein paar Herren mit mir.

*ER:* So, so, also „Herren“! Und warum sollte Heinrich aussteigen? Wohl um mit euch Unsinn zu treiben.

*Ich:* Das nicht, Eure Majestät. Es war so schön im Walde, und da dachten wir, es würde ihn freuen, mit uns zu sein. Er aber wollte nicht aussteigen —

*ER:* Der einzige Vernünftige!

*Ich:* Somit stiegen wir ein. . . .

*ER:* Da steht: „Die Herrn Erzherzoge Leopold und Josef stiegen mit zwei Herren in den angehaltenen Zug,

ohne Fahrkarten gelöst zu haben: 3.37 Uhr fuhr L 52 mit drei Minuten Verspätung ab. Unglaublich! Ohne Fahrkarten einsteigen. Ihr meint wohl, umsonst fahren zu können und den ganzen Fahrplan umzustürzen. Was ist dann geschehen?

*Ich:* Im Zuge lösten wir die vorgeschriebenen 4 Fahrkarten I. Klasse St. Pölten—Wien und die Zuschläge . . .

*ER:* Schön, gut, wenigstens etwas. Was tatet ihr dann?

*Ich:* Euere Majestät, wir kamen am Westbahnhof an. . .

*ER:* Das weiß ich, wo denn sonst! (Blättert auf dem Stehpulte.) Aha! (Zieht ein Blatt hervor, hält es weit von sich ab.) „Die Herren Erzherzoge Leopold und Josef nahmen den Fiaker Nr. 727, Kutscher Anton Mooslechner, und gaben ihm als Ziel Josefstadt Nr. 31.“ (Nimmt ein anderes Blatt.) „Frau Marsch-Matulay gibt an, daß ein Hauptmann Wölfling und ein Oberleutnant Graf Buriano bei ihr im Hause Josefstadt Nr. 31, 4. Stock, ein Monatszimmer gemietet haben, dieses auf drei Monate im voraus bezahlt und bemerkt haben, daß sie es fallweise benützen würden. An besagtem Tage sind beide Herren nachmittags angekommen, haben sich in Zivil angezogen und sind ausgegangen.“ (Nimmt den Zwickler ab.) Unglaublich! Da ist der Polizeibericht! Ihr wohnt bei mir und wohnt bei einer . . . was ist die Frau? Antworten!

*Ich:* Ach, Euere Majestät, sie ist die Witwe von einem Hofrat. Mitunter möchten wir doch unerkant umhergehen, und da blieb nur dieser Ausweg.

*ER:* Ihr braucht nicht unerkant zu sein, im Gegenteil! Habt ihr etwas zu verbergen? Heraus mit der Sprache!

*Ich:* Euere Majestät, wir sind ja jung, mitunter ist es notwendig. . .

*ER:* Weiß schon. Heiratet, dann

braucht ihr kein Absteigequartier. Euere Vettern sind auch ledig und haben kein Absteigequartier. Pfui Teufel! Schweinerei! Einmal will ich ein Auge zu-drücken, auch darüber, daß ihr in Zivil ausgeht, das ist verboten, verstanden! Werde doch endlich einmal vernünftig, was wird Nando sagen, wenn er das hört!

*Ich* (denke: er wird schmunzeln und sagen: „Auch ich war jung“): Wie Euere Majestät befehlen. Wenigstens *ich* werde mir Euerer Majestät Fürsorge zu Herzen gehen lassen und danke gehorsamst dafür.

*ER* (lächelt nachdenklich): Ich und Nando . . . . ach so! Nun kannst du gehen.

*Leopold Wölfling*

### Kleine Anleitung zu Familienszenen

Es gibt ein Gespräch am Mittagstisch, das in Familien nicht wenig häufig ist und leider solchermaßen lautet:

Die Frau sagt (besorgt, lieb): „Vater, du hast etwas Kartoffel im Bart.“ Und sieht ihn an. Alle sehen aus ihren Tellern auf.

„So?“ sagt der, „wo denn?“ — und wischt suchend mit der Hand den Bart herauf, herunter: „Ist es weg?“

„Ja — fast!“

Und dann wollen wir uns das einmal ansehen. Es soll nie angezweifelt werden, daß da Liebe ist nach soviel Jahren, aber ich weiß nicht, möchten Sie —?

Schon so ohne Geheimnis leben mit vierzig, fünfundvierzig Jahren, und vor allen Dingen scheint es beinah unmöglich, daß hier noch die Ereignisse des Tages seelisch brauchbar sind. Wir werden ja so leicht aus bloßer Gewohnheit lieb, nobel, anständig, höflich, zufrieden und zuletzt: fade. Und kriegen automatische Seelen, die präzise auf fünf, sechs Stichworte reagieren, aber

für alles, was darüber ist, sind sie stumpf geworden.

Wir verlieren in solcher Stickluft von gewohnheitsmäßiger Freundschaft ganz den Trieb, gelegentlich (was ungeheuer wichtig ist) „pöbelhafte Passionen“ zu pflegen. Was ich ohne zuviel Genauigkeit so nenne, ist eine, meine ich, lebenswichtige Angelegenheit: mit einigem Temperament zuweilen seine Überzeugung vorzutragen. Laut, ohne alle Höflichkeit.

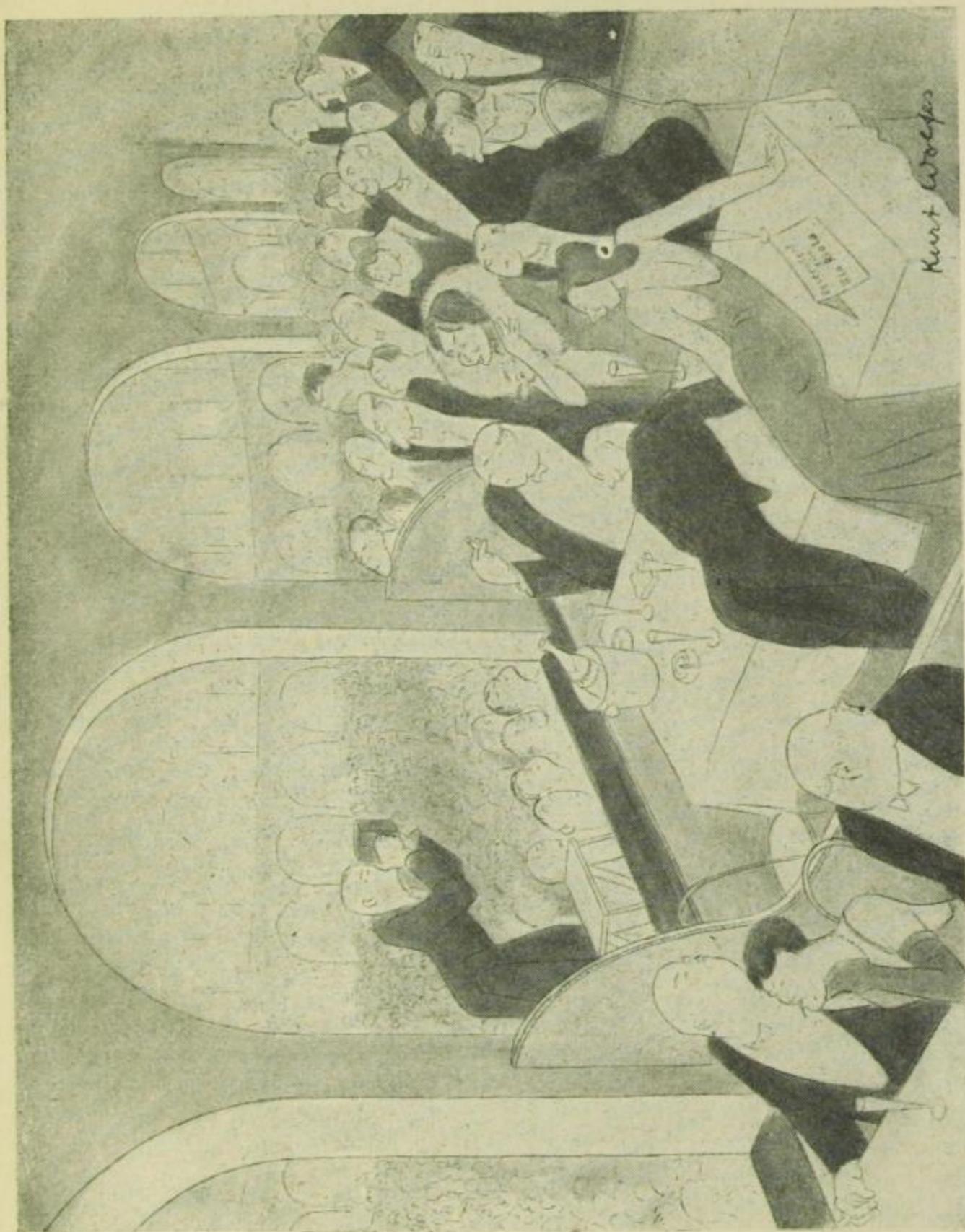
Diesem Trieb Gelegenheiten zu geben, sind Familienszenen gut. Es ist in den meisten Fällen mit einigem Geschick möglich, sie zu beschwören. Mitten in der harmlosen Gewöhnlichkeit der Tage und Gespräche etwas ganz Ungewöhnliches tun, hinterrücks eine unverschämte Landschaft an die Wand hängen, einen beliebten Hund kurzerhand zum Fenster hinaustun, laut die Meinungen des Dienstmädchens verteidigen — so und ähnlich.

Diese Taten sollen mit soviel Eifer getan werden als gerade nötig ist, die Leute hinter ihrer Freundlichkeit herauszulocken, dann spielen sie selbständig weiter, und es bleibt nur übrig, mit leichter Hand Regie zu führen.

Wenn nun danach ein neuer Tag anhebt, ist unsere Freundlichkeit etwas wert, unsere Beziehungen zueinander sind sauberer, alle Fransen sind heruntergeschnitten, wir sehen ordentlich besser aus.

*Christian Bock*

**Muttersorgen.** Beim Direktor des Gymnasiums erscheint die Büglerin Frau Linke in der Sprechstunde: „Ach, Herr Direktor“, sagt sie schüchtern, „ich wollte bloß mal hören, ob bei Ihnen ein Obersekundaner Müller ist?“ — Nach einigem Nachdenken bestätigt es der Direktor. „Na, da is' man jut“, atmet da Frau Linke erleichtert auf, „der jeht nämlich seit einem Monat mit mein' Lieschen, und da wollt' ick bloß mal hören, wat so ein Obersekundaner bei Ihnen die Woche vadiert!“



Berliner Bälle

Der Auftrag. In Wilna gab es vor Jahren eine hohe Amtsperson, die, wie man heute sagen würde, keine gute Presse hatte und sie daher haßte. Eines Tages kam ein Bekannter in sein Büro, um sich zu verabschieden, da er eine größere Reise antreten wollte. Vor dem Weggehn fragte er den Beamten: „Exzellenz, haben Sie vielleicht einen

Auftrag für mich?“

„Einen Auftrag? Nicht daß ich wüßte. Übrigens — kommen Sie vielleicht nach Frankfurt?“

„Ja, allerdings, Exzellenz.“

„Dann, bitte, suchen Sie doch das dortige Gutenberg-Denkmal auf und spucken Sie in meinem Namen dem Erfinder ins Gesicht!“

## Tod, wo ist dein Stachel (in U. S. A.)?

Vor mir liegt erbauliche Lektüre: einige Hefte der Halbmonatsschrift „*The Casket and Sunny side*“, zu deutsch *Sarg- und Sonnenschein*. Sie vertritt die Interessen der Firmen, die sich mit Bestattung und mit Herstellung von „Einbalsamierungs-, Desinfektions- und Begräbnis-Utensilien“ befassen. Finanziert wird sie von der „Ver-einigung der Begräbnis--Arrangeure“. Abonniert wird sie von einer ziemlich großen Bevölkerungsschicht, denn sie kostet, großzügig ausgestattet, mit fast 100 Seiten Umfang, nur 5 Dollar jährlich. Zwei Drittel sind (zum Teil ganz-seitige) Inserate und ein Drittel Text.

Nun habe ich fünf Jahre im Land des God's Own People verbracht und bin allerlei gewöhnt; hier hat's mir aber doch noch einen nachträglichen Riß gegeben. Denn meine Erwartung wurde erschütternd übertroffen, und der kleine Unterschied tat sich mir mal wieder auf, der europäisches und USA.-Empfinden trennt. Die Haltung dem Tod gegenüber ist bei uns schlimmstenfalls rührend-hilflos; bei Franzosen und Italienern Pathos, das sie gern in Marmor verewigen; dort drüben aber eine Mischung von dickfelliger Salbaderei, spekulierender Naivität und rationalistischer Frömmel-ei, die sattem anwidert.

Eine stattliche Reihe von chemischen Fabriken machen sich Konkurrenz, um den trauernden Familien ihre Balsamier- und Parfüm(!)-Produkte aufzu-halsen, mit Handgriffen und allen An-weisungen, wie man das arme Opfer um seine sauer verdiente Grabesruhe prellen und ihm zu Leibe rücken kann. Zur Unterstützung des so verbreiteten Bedürfnisses, den teuren Verstorbenen möglichst lange bei sich behalten zu dürfen, denn *Why should be leave you so soon?* — dienen Institute, geradezu Schönheitssalons, wo das Auffrisieren an der Hand von Beispielen und Lek-tionen gelehrt wird. Stürmisch werden

alle Kunstkniffe gepriesen, um Sunny Boy oder den an Schmuggelwhisky ein-gegangenen Daddy, oder die entrissene Braut, oder den lebenssatten Großpapa „haltbar“ zu machen.

\*

Ganz besonders prächtig ist diese Mischung von Sinnenfreude und zar-tem Takt in einem Artikel, der über-schrieben ist: *The personal touch*. Ein sehr nacktbusiges Fräulein, „pretty enough to grace a Ziegfeld chorus (!!)\", Miß L. S., läßt sich enthusiastisch ihre Verdienste bescheinigen und versendet einen faksimilierten Brief. Die „indi-viduelle Note“ sieht folgendermaßen aus: „To the Board of the Funeral Directors's Association. — Meine Herren! — Dies Brieflein schaut ein wenig feierlich aus für Sie, obwohl wir ja in gemeinsamer Richtung arbeiten (are in the same game). Aber ich denke, meine Idee wird Ihnen behag-lich (cheery) zu hören sein, bereichert sie doch die paar lichten Momente jedes Geschäftsmannes, der von Todes-fällen lebt (mortimer, unübersetzbares Wort), mit meiner Vervollkommnung der *Kundenbedienung*. Einen *Fall* (case) einzubalsamieren bis zur Vollendung, ist keine Kleinigkeit. Da ich in dieser *Handelsbranche* (trade-work) arbeite, bin ich in der Lage, Ihnen *individuelle* Bedienung zu bieten, die Sie der *Familie* nahebringen werden. Nicht nur stehe ich Ihnen Tag und Nacht auf Anruf zur Verfügung, sondern ich fahre meinen eigenen Wagen und bringe meine eigenen Instrumente direkt ins Haus des Abgeschiedenen. Lohnt sich's nicht für Sie, eine fähige, vornehme *Dame* zum Einbalsamieren in ein Heim zu senden, wenn es sich um einen weiblichen Fall bis zu 30 Jahren (a female case up to thirty) handelt? Da doch die Familie solchen Fall mit der *Sittsamkeit* behandelt zu sehen wünscht, die sie der Teuren im

Leben zuteil werden ließ? — Wenn Sie also wünschen, daß ihr nächster Fall *glatt hinübereutscht* (to sail along smoothly), so bedienen Sie sich meiner! Ich darf verraten, daß Sie durch mein Äußeres, im Gegensatz zum *feierlichen Tonfall* meines Briefes, angenehmst überrascht sein werden!“

★

Soviel von den Leichen. Nun zu den Särgen! Hier herrscht eine Industrie, deren muntere Betriebsamkeit alles in Schatten stellt, was wir gewohnt sind. Sie werden in hübschen Lackfarben, zum Schmuck zunächst des trauten Heims, der guten Stube, mit Stellagen für Dauer-Blumenarrangements (Musterschutz), mit ornamentierten Podien und Betschemeln geliefert. Zum Gucken haben sie aufklappbare Glasteile. Sie haben raffinierte Beleuchtung mit drehbaren Lampen, am Deckel zu montieren. Sie haben seidene Stepp-Polster mit Silberfransen, rosa und lila, damit diese Juwelen konservierwürdiger Menschheit mollig darin ruhen können, zur Freude des Kondolenten. Als Ganzes sind diese Säрге recht haltbar, so daß die Haltbarkeit des Inhalts (sehr poetisch mit „contents“ oder „remains“ bezeichnet) mit der Dauerhaftigkeit des Gehäuses in schönem Einklang steht. Viele Annoncen zeigen die „befriedigte Trauergruppe“, die den Sarg nach fünf Jahren ausgebuddelt hat. „Fife years in wet mud, and still as of yesterday!“ Untere Schlagzeile: „Undertaker pleased! Family pleased! Everybody satisfied.“

★

Am bestechendsten aber ist die Vielseitigkeit der *Corinthian Bier de Luxe*. „Ihr praktischer Bau gestattet gleichzeitige Verwendung als Balsamierbrett und Schlummersofa. Das geräumige Innere läßt sich als Kommode für Leichenwaschzeug verwenden.“

Willy Seidel

## Wie lernten Sie Ihre Frau kennen?

„Eines Tages sah ich ein reizendes Geschöpf auf der Straße. Ich ging ihr nach, erfuhr vom Portier, dem ich einen Duro (5 Peseten) in die Hand drückte, daß sie im dritten Stock wohne und soundso heiße. Daraufhin schrieb ich ihr einen Brief. Daß ich sie liebe und das übliche Zeug. Natürlich kam keine Antwort. Eine anständige junge Spanierin antwortet niemals auf den ersten Brief — aber immer auf den dritten. Das ist so Sitte, unser Zeremoniell. Es gelang mir noch zweimal, meine Angebetete auf der Straße zu sehen, sie war immer in Begleitung — Mutter oder Bruder —, aber sie schenkte mir schon einen flüchtigen Blick. Der dritte Brief wurde beantwortet: „Ich bin jeden Morgen um 10 Uhr in einer bestimmten Kirche.“ Natürlich kam ich hin, kniete einige Schritte hinter meiner Seniorita und war glücklich, daß sie sich zweimal nach mir umwandte. Ich schrieb einen vierten Brief. In der Antwort — der Briefwechsel wurde vom Portier gegen klingende Duros besorgt — hieß es: „Versuchen Sie, meinen Bruder kennen zu lernen.“ Einige Tage später kam ich in das Haus meiner Seniorita. Einige Wochen später hielt ich um ihre Hand an — ohne mit ihr länger als eine halbe Stunde allein geplaudert zu haben. Als wir dann heirateten, ging ich mit ihr zum erstenmal „bummeln“. Vorher hatten wir zwar Theater und Kinos besucht, aber stets hatte uns der Bruder abgeholt.“

Mein Bekannter zeigt mir eine Photographie. Die Frau ist jung, hübsch, korpulent wie die meisten spanischen Frauen. „Sehen Sie, damals, als ich sie kennen lernte, war sie schon Witwe, 24 Jahre alt und Mutter eines zweijährigen Knaben. Heute sind wir fünf Jahre verheiratet, haben drei Kinder und leben glücklich und zufrieden.“

Heinrich B. Kranz

## Krankheit in der Familie

Nicht nur ansteckende Krankheiten, nicht nur die Masern, die ein Familienmitglied hat, gefährden alle übrigen Mitglieder: man kann ruhig sagen, daß ausnahmslos jedes Übel, welches einen Hausgenossen befällt, zu einem Familienübel wird. Ganz abgesehen natürlich von einem schweren, ernsten Leiden, das alle Angehörigen mit Schmerz, Sorge, Angst erfüllt, kann gerade das leichtere Übel zu einer jahrelangen Qual fürs ganze Haus werden. Das Familienoberhaupt, gleichgültig, ob es überängstlich oder hypochondrisch oder leichtsinnig ist, lastet mit einer noch so leichten Herzneurose auf der ganzen Familie. Jeder einzelne muß ihn ständig vor Diätfehlern zurückhalten, und weder Sohn noch Tochter können das Wagnis unternehmen, Vater zu widersprechen und dadurch einen gefürchteten „Anfall“ hervorzurufen. Um so weniger, als alle Männer bekanntlich besonders wehleidig und schon die geringste Abweichung vom gewohnten Ablauf ihrer organischen Verrichtung als „Kranksein“ zu betrachten geneigt sind.

Für die Frau ist im allgemeinen das Leid kein solches Mysterium wie für den Mann. Sie hat ein verändertes Befinden auch in gesunden Tagen schon häufiger erlebt, selbst in regelmäßiger Wiederholung, und empfindet deshalb, daß ein neuer, ein anderer Zustand nicht unbedingt etwas Feindliches, etwas Erschreckendes oder gar Tödliches sein müsse. Namentlich mit allen Graden und Formen des Schmerzes sind Frauen so vertraut, daß er für sie kaum eine Quelle von Beunruhigung und Erstaunen ist. Darum hat die Familie weniger unter ihnen zu leiden, wenn sie selbst . . . wirklich leiden. Von dem sprichwörtlichen Egoismus der Kranken macht die Frau meistens nur dann Gebrauch, wenn sie nur eingebildet krank ist; dann allerdings versteht sie es mit voller Kraft, ihre Schwäche auszu-

nutzen, wobei sie die Familie am wirksamsten durch die Methode der „stillen Dulderin“ tyrannisiert. Ihre Devise heißt dann: leiden und leiden lassen. Mit Herzklopfen, Schlaflosigkeit, Gallenreizungen, Wanderniere quält sie jahrelang den teilnahmsvollen Gatten, der sich der eigenen Gesundheit schämt, von morgens bis abends schuftet und das Geld ins Haus bringt. Bis er sich eines Tages ins Bett legt und stirbt. Die Frau, anfangs darüber empört, von diesem ganz gesunden Menschen so übertrumpft worden zu sein, findet sich erstaunlich bald in die neue Lage, und nun tritt das noch Erstaunlichere ein: aus der kranken Ehefrau wird eine gesunde Witwe, die nicht trinkt, nicht spielt, nicht raucht, sich nicht plagt und, kühl bis ans Herz hinan, die Familie um dreißig Jahre überlebt.

Wie Krankheit Folgen für das Familienleben hat, kann die Familie umgekehrt auch Ursache zur Krankheit werden. Das zeigt sich hauptsächlich bei Kindern, so daß amerikanische Kinderärzte sich schon vielfach Wartezimmer eingerichtet haben, in denen sie ihre kleinen Patienten ungesehen beobachten können, nur, um sich ein Bild zu machen, ob es sich nicht um Opfer familiärer Liebe handelt. Namentlich das Jüngste einer Kinderschar ist durch die Auswüchse des Familiensinns besonders gefährdet, weil es den Schaden, welchen die Erziehung sonst auf drei oder vier Sprößlinge verteilt, ganz allein tragen mußte.

Das Kind einer großen Familie zum Beispiel muß einfach mit leerem Magen vom Tisch aufstehn, falls es eine Mahlzeit aus Ungezogenheit nicht richtig eingenommen hat; das einzige Kind, ebensooft wie das kleinste, wird in den Glauben gewiegt, daß es seinen Eltern zulieb essen müsse. So entsteht dann als weit verbreitete Kinderkrankheit die bekannte „Appetitlosigkeit“, die im Grunde eine Elternkrankheit ist,

deren Bazillus „Mama“ heißt. Die lieben Kleinen bilden sich unter dem Einfluß der Familie zu Konzessionsessern aus, die ihrer Umgebung nur dann die Freude machen, zu speisen, wenn sie dafür etwas kriegen; und ein Berliner Kinderarzt berichtet von einem Jungen, der verlangte, von der Mutter im Wald spazieren gefahren zu werden, während der vielbeschäftigte Papa nebenherging und sang: nur dann aß das Aas! Sicher ein besonders krasses Beispiel, aber doch nur ein Beispiel für jene Form des Familienlebens, die aus jeder Mahlzeit ein zentrales Ereignis macht, über welches unendlich viele und unendlich überflüssige lobende und tadelnde Worte gesprochen werden, bis die armen Kinder nicht nur das ganze Familienleben, sondern auch das Essen bis zum Halse haben.

Die einzige erfreuliche Erscheinung in der Familie, in der eine Krankheit herrscht, ist gewöhnlich die Großmut-

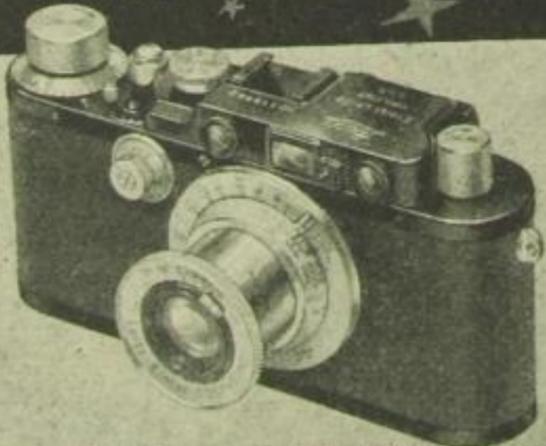
ter. Sie hat es nur zu oft erfahren, bei der Wandlung zur Jungfrau, zum Weibe, zur Mutter, zur Greisin, daß alle Erlebnisse eine Entwicklung, einen Abfall und ein Ende haben. Auch die Krankheit. Aus diesem Wissen heraus verliert sie auch dieser gegenüber nicht gleich den Kopf, nimmt sie nicht tragischer als unbedingt nötig, ergießt sich nicht in unfruchtbare Klagen und greift mit beiden Händen zu. Sie weiß, daß gegen eine Erkältung Lindenblütentee gut tun wird und gegen den Husten Milch und Honig, sie hat es oft erlebt, daß Hunger nicht allein der beste Koch, sondern auch die beste Kur ist, und helfen die Mittel aus Großmutter's Schatzkästlein auch nicht immer, so schaden sie wenigstens nie. Und haben zumindest den einen Vorteil, daß, wenn schon nicht der Kranke gesund wird, so doch die Familie nicht krank vor Aufregung wird.

*Dr. med. Josef Löbel*



*Weihnachtsstimmung  
festgehalten durch die  
Leica*

Schenken auch Sie zum Fest eine Leica oder dem, der sie schon besitzt, eines der vielseitigen und in allen Preislagen erhältlichen Zusatzgeräte.



Fordern Sie die reichillustr. Leica-Prospekte kostenlos in einem Photogeschäft oder von der Firma:

**ERNST LEITZ · WETZLAR**

627

## Russische Bauern-Sprüche

Warum so rot? — Ich will heiraten.  
— Warum so bleich? — Ich habe geheiratet.

\*

In des anderen Weib tut der Teufel einen Löffel Honig.

\*

Eine Frau ist keine Gitarre: du kannst sie nachher nicht an den Nagel hängen.

\*

Alle Mädchen sind gut — wo kommen bloß die bösen Frauen her?

\*

Darum schreit ja der Kuckuck, weil er kein Nest hat!

\*

Du hast's gut, Muttchen, mit Pappchen zu leben: leb *du* mal mit 'nem fremden Mann!

\*

Der untere Mühlstein mahlt den oberen kaputt.

\*

Eine Frau lieben — sich ein Gewitter halten.

\*

Ob nach alter Mode, ob nach neuer — immer doch bleibt der Vater älter als der Sohn.

\*

Väter sind viele, die Mutter ist eine (d. h. der Vater ist leichter zu ersetzen).

\*

Großpapa zankt sich mit Großmama — und sieben Enkel können nicht herauskriegen, weshalb.

\*

Verwandte sind bis zur Erbschaft Brüder.

\*

Die Verwandten der Frau: so viele — nicht bis Moskau hin kann man sie alle aufhängen!

\*

Ein Kind wächst im Tag um Haaresbreite, im Jahr um eine Spanne (und jedesmal, wenn die Mutter es schlägt,

wird es um Haaresbreite kleiner: darum sind die Eigensinnigen klein von Wuchs).

*Deutsch von Sigismund v. Radecki*

**Turgenjews Weihnachtsmärchen.**  
Zwei oder drei Tage vor Weihnachten gab der liebe Gott ein Fest in seinem Palast. Sämtliche Tugenden waren dazu eingeladen, aber nur diese, lauter Damen — keine Herren! Es herrschte gar bald ein bewegtes, aber sehr gesittetes Treiben. Die kleinen Damen waren gefälliger und hübscher als die etwas steifen großen, aber alle schienen miteinander wohl bekannt und befreundet zu sein. Plötzlich aber bemerkte der liebe Gott zwei schöne Damen, die einander anscheinend gar nicht kannten. Der Hausherr nahm nun die eine bei der Hand, um sie der anderen vorzustellen. „Die Wohltätigkeit“, sagte er mit einem Blick auf die erstere. „Die Dankbarkeit“, fügte er hinzu und blickte auf die andere. Die beiden Tugenden waren auf das höchste erstaunt: Seit Erschaffung der Welt war es das erste Mal, daß sie einander hier begegnet waren.

**Der Reisepaß.** Im Sprengel der früheren Abtei Criosia in Rußland gab man in früheren Jahren den Verstorbenen folgenden von dem Abte ausgestellten „Reisepaß“ mit ins Grab: „Wir, durch Gottes Gnade Patriarch von Criosia, an unseren Herrn und Freund St. Peter, Torschließer des allmächtigen Gottes, lassen Euch wissen, nachdem dieser Tage das Zeitliche gesegnet ein Diener Gottes, also befehlen wir Euch, daß Ihr ihn ohne Aufschub alsobald in das Reich Gottes eingehen lasset, sintemalen wir ihn von allen seinen Sünden befreiet und ihm den Segen mitgeteilt haben; derohalber wollet Ihr doch diesem nachkommen, denn zu solchem Ende haben wir diesen Freibrief gegeben!“



Robert Sennecke

Weihnachtsgänse



International Graphic Press

Fleischerlehre



Der Bettzeugmarkt in Mezökövesd (Ungarn)

Erdelyi



International Graphic Press

Der Weihnachtsbaum



Das Ende der Weihnachtsgeschenke

Lotte Errell (Mauritius)

## Die Wanderung der Weihnachtsgeschenke

Alljährlich, einige Wochen vor Weihnachten, befällt eine eigenartige Stimmung die Allgemeinheit, der Geist des Frohsinns und Wohlwollens. Untergeordnete Hotelangestellte, Kellner und verwandte Berufe grinsen uns freundlich an; unsere lieben Verwandten auf dem Lande schreiben uns lange, neuigkeitsträchtige Briefe und tauschen im traulichen Lampenschimmer ihre Mutmaßungen aus, wieviel ihnen das bei uns eintragen wird. Allerorten begrüßen uns Freunde mit einem munteren „Weihnachten steh vor der Tür!“ und geloben sich dabei insgeheim, dieses Jahr besonders vorsichtig zu sein, solange sie nicht genau wissen, was für ein Geschenk sie von uns kriegen. Kurz, überall begegnet man diesem an Dickens gemahnenden Geist des Friedens und guten Willens.

Daher geziemt es uns, in Bereitschaft zu sein. Zwar bildet sich jeder in optimistischeren Augenblicken ein, sein Bekanntenkreis werde ihm das Märchen vom verlorenen Weihnachtspaket glauben; aber es hat keinen Zweck! Sie haben diesen Trick bereits 1925 angewandt, erinnern Sie sich nur, und er gehört zu den Dingen, die nur einmal zu machen sind. Nein, Geschenke müssen gekauft werden, und unser ganzes Trachten muß vielmehr dahingehn, mit möglichst wenig Blutverlust davonzukommen.

Der oberste Grundsatz beim Einkauf von Weihnachtsgeschenken ist: etwas möglichst Glänzendes zu wählen. Ist der Gegenstand aus Leder, muß er wie eingefettet aussehen; ist er aus Silber, muß er schimmern wie Frühlicht über dem Meer. Denn der geriebenste Geschenkeempfänger verwechselt häufig äußerlichen Glanz mit Kostspieligkeit. Ein Notizbuch mit Spiegelreflexen erzielt oft große Wirkungen, wo eine doppelt so teure Gabe mit Mattglanz kalt aufgenommen werden würde.

Bücher sind in dieser Jahreszeit sehr beliebt. Wenige Dinge weisen soviel Glanz auf wie eine Gesamtausgabe von Longfellow, Tennyson oder Wordsworth. Namentlich Longfellow. Ich sah einst eine gemeine Stubenfliege auf dem Rücken eines Weihnachts-Longfellow landen, den ganzen Band hinuntergleiten, dann mit ungewöhnlicher Heftigkeit davon-sausen und sich an der Wand den Kopf einrennen. Deshalb sind Gesamtausgaben immer willkommene Geschenke. Sie können in Salons an Stelle von Fliegenpapier verwendet werden; auch ersetzen sie Taschenspiegel.

Zwei Eigenschaften müssen dem Geschenkeäufer um Weihnachten als Leitstern dienen: Intelligenz und Rücksicht auf andere. Er muß immer dessen eingedenk sein, daß der Beschenkte seine Weihnachtsgabe später einmal jemand zur Hochzeit verehren wollen wird. Bitteres Herzweh ist schon in manchem Heim entstanden, weil darauf kein Bedacht genommen wurde.

Selbst ich bin nicht schuldlos. Ich erinnere mich, einem Freund zu Weihnachten jenen über die Maßen widerlichen Weinkrug geschenkt zu haben, den ich von Tante Charlotte zum Geburtstag bekommen hatte; ich wußte nicht, daß er innen die Inschrift trug: *In herzlicher Liebe von deiner C. B.* Selbstverständlich schenkte ihn mein Freund einem Bekannten zur Hochzeit; die Entdeckung des Kruges unter den Gaben und das völlige Unvermögen des Bräutigams zu erklären, wer diese C. B. mit ihrer herzlichen Liebe sei, verschaffte der Braut eine solche Überlegenheit über ihn, daß er sich nicht mehr davon erholte und sich erst ein Jahr später, als das glückliche Paar geschieden wurde, wieder im Besitz eines Haustorschlüssels befand.

Wie anders jener *Beste Freund des Rauchers*, den ich zu Weihnachten

1922 von einem Onkel erhielt. Er umfaßte alles nötige Zubehör, einschließlich eines kupfernen Zigarrenschneiders, der jedem rechtlich Denkenden das Rauchen verleiden konnte. Ich bin meiner Sache nicht ganz sicher, darum erhebe ich nur zögernd die Beschuldigung, daß auch ein samtenes Raucherhäppchen dabei war. Im Herbst 1923 schenkte ich die Garnitur einem sich vermählenden Freund und dachte nicht weiter an sie. Wie groß war meine Überraschung, als ich sie an einem frostklaren Weihnachtsmorgen anno 1924 von einem entfernten Vetter zurückerhielt. Im folgenden Jahr verschenkte ich sie abermals, um sie am 24. Dezember 1930 mit bebenden Fingern aus der Holzrolle zu packen, diesmal als Geschenk desselben Onkels, von dem ich sie 1922 bekommen hatte. Der Kreislauf war vollendet, der „Beste Freund des Rauchers“ sah aus wie neu, nur das Häppchen fehlte. Vielleicht war nie eins dabei gewesen, oder hatte der Samt dem Zahn der Zeit weniger widerstanden als das Kupfer.

Ich gestehe, daß eine nicht unmännliche Rührung mich überkam, als ich ihn wieder vor mir sah und all der Braven gedachte, denen er als eindrucksvolles Weihnachtsgeschenk ohne Barauslagen gedient hatte. Nächsten Monat geht er wieder auf die Wandschaft, diesmal eine andere Route: ich schenke ihn einem Freund in Australien. Meiner Überzeugung nach ist er dort noch nicht gewesen.

\*

Wir sahen hier an einem Beispiel die Laufbahn eines Weihnachtsgeschenkens vom Start bis — hoffentlich! — zum Ziel. Dies ist nur ein Fall von Millionen. Die Frage, was aus den Weihnachtsgeschenken wird, beschäftigt nach wie vor alle tiefer-schürfenden Gemüter. Alljährlich bricht eine Sturzflut unsäglich unbrauchbarer

Dinge über die Allgemeinheit herein, und doch entledigt man sich ihrer, noch lange bevor das erste westindische Moskito in die Bananenkiste schlüpft, die es an unsere heimischen Gestade trägt. Ein Teil dieser Dinge kreist natürlich nach dem Vorbild des „Raucherfreundes“, aber die überwiegende Mehrzahl verschwindet einfach. Ich neige der Theorie zu, daß sie an die Geschäfte rückverkauft werden und nächstes Jahr in einer anderen Inkarnation wieder auftauchen.

Man sagt mir, daß jedes große Geschäft eigene Spezialisten beschäftigt, deren Aufgabe es ist, alte Weihnachtsgeschenke in völlig neue zu verwandeln. Man übergibt ihnen das kombinierte Notizbuch (gleichzeitig Brieftasche und Manikürzeug), und mit ein paar geschickten Griffen verfertigen sie daraus ein elegantes Damentäschchen. Sie nehmen den etwas abgegriffenen Longfellow und geben ihm eine neue Politur. Der allzu bunte Schal vom Vorjahr wird ein Hundedeckchen für den Pekinesen.

Hätte ich früher vom Dasein dieser wackern Männer gewußt, wäre es mir ohne Zweifel gegen ein bescheidenes Entgelt möglich gewesen, Tante Charlottens Weinkrug auf ein paar Pantoffel oder eine Geschenkausgabe von Robert Brownings sämtlichen Werken umarbeiten zu lassen.

Heutzutage ist die Bürde des Schenkens infolge der zunehmenden Überklugheit des modernen Kindes noch viel drückender geworden. In der guten alten Zeit konnte man einem Kind einfach alles schenken und seiner innigen Dankbarkeit gewiß sein. Ich entsinne mich noch, mit welcher Herzlichkeit ich einer Großtante von mir dankte, deren alljährliche Weihnachtsgeschenkung für mich aus einer Blutorange bestand. Der Gedanke daran, was das moderne Kind heute als Weihnachtsgeschenk erwartet, ist beklemmend.

*P.G.Wodehouse*

## Der Neujahrstag in Japan

Wenn sich in Japan, wie in den Ländern des Abendlandes, das Jahresende durch ein Wachsen des geschäftlichen Verkehrs, durch gesellige Veranstaltungen, durch Besuche und Empfänge anzeigt, ahnt man nicht, daß hinter dieser Fröhlichkeit in vielen Haushalten Sorge und Angst herrscht. Es ist Tatsache, daß am Neujahrstag, bevor noch die Sonne aufgeht, alle häuslichen Schulden bezahlt, alle noch schwebenden Rechnungen geordnet sein müssen. Dies ist Landesbrauch, und mancher wird bedauern, daß diese schöne Sitte in seiner Heimat noch nicht eingeführt ist.

Darf ich hier ein persönliches Erlebnis erzählen?

Schon ein wenig mit der japanischen Sprache vertraut, aber noch sehr wenig mit den Sitten und Gebräuchen des Landes, hatte ich den Einfall, am Abend des letzten Tages des Jahres 19 . . . auf den Boulevards von Tokio spazierenzugehn. Welche Menschenmenge, welcher Lärm, welche erregte Feststimmung! Paris zur Zeit der alljährlichen kleinen Jahrmarktsbuden? London am Abend vor Weihnachten? Berlin oder Wien mit seiner Feiertags-hast? Die Lichtreklamen der Geschäfte blitzten und funkelten. Autos folgten einander in rasendem Tempo und stauten sich bald an den Straßenecken. Teehäuser wurden gestürmt. Entzückt, mitten in das Getriebe des Ostens versetzt zu sein, suchte ich erst spät nach Mitternacht meine Wohnung in der Vorstadt auf.

Mein alter Diener erwartete mich an der Türschwelle. Er machte ein so trauriges Gesicht, daß ich ein großes Unglück befürchtete.

„Herr“, sagte er mit Unheil verkündender Miene, „wir sind dem Milchhändler an der Straßenecke noch ein Dutzend Eier schuldig!“

„Oh, wie wichtig! Um mir diese

Nachricht zu melden, sind Sie so lange aufgeblieben?“

„Ja, Herr, weil diese Eier bezahlt werden müssen. Wir haben nicht mehr viel Zeit dazu. Da ich kein Geld hatte, konnte ich nicht zum Händler laufen und in Ihrem Namen bezahlen, aber es wäre wirklich ärgerlich, wenn ein Fremder hier im Viertel seinen guten Ruf verlieren müßte.“

Und so mußte ich um zwei Uhr morgens einen ehrenwerten Eier-, Butter- und Käsehändler bezahlen, der sicherlich nicht zugrunde gegangen wäre, wenn ich meine kleine Rechnung später beglichen hätte.

Mein Fall war der aller Leute in dieser Nacht. Die Geschäfte bleiben offen, und nichts erscheint einem durchreisenden Europäer seltsamer, als bei einem Schneider, einem Drogisten oder einem Zuckerbäcker der feierlichen Zeremonie einer Schuldentilgung beizuwohnen. Mit verlegener Miene tritt der Schuldner ein, grüßt und beginnt ein Gespräch. Zuerst spricht er von der frühzeitigen Kälte, dem teuren Leben, den wachsenden Schwierigkeiten des Verkehrs. Dann kommt er zum Kernpunkt. Er zieht seine Geldbörse aus dem Gürtel hervor und zahlt seinem Gläubiger die Summe, die er schuldet. Er erhält hierauf eine Empfangsbestätigung. Verneigungen, geräuschvolle Begrüßungen, Beglückwünschungen. All dies geht nicht sehr schnell vor sich, aber hat man nicht Zeit bis zur Morgenröte?

Viele Geschichten erzählt zur Zeit der jährlichen Schuldzahlung einer dem anderen.

Am kritischen Tage kam ein Samurai sehr würdig, aber sichtlich sorgenvoll zu seinem Reishändler und sprach: „Zu meiner Schande und Verzweiflung, Herr Reishändler, kann ich Ihnen heute den Betrag, der meine Schuld ausmacht, nicht bezahlen. Ich weiß also, was mir zu tun übrigbleibt, und

komme, um mir vor Ihren Augen den Bauch aufzuschlitzen.“

„Um Himmels willen, Herr Samourai, begehen Sie keine Verzweiflungstat! Ich werde, wenn es sein muß, geduldig bis zum nächsten Frühjahr warten.“

„Bin ich denn sicher, Ihnen im Frühjahr zahlen zu können? Ich bringe mich ganz einfach um, und die Sache ist erledigt!“

„Nein, ich bitte Sie, es wäre sehr wenig ritterlich von mir, aus einer so geringfügigen Ursache einen Kavalier wie Sie in den Tod zu treiben. Schauen Sie her und sehen Sie, was ich mit Ihrer Rechnung mache! Hier ist sie, in Stücke zerrissen. Sprechen wir nicht mehr von Ihrer Schuld! Sie schulden mir nichts! Sie haben mir nie etwas geschuldet. Gehen wir in den Salon, werter Herr, um eine Tasse Tee zu trinken.“

„Danke, ehrenwerter Herr Reishändler, Sie haben mir das Leben gerettet. Danke. Aber gestatten Sie mir, daß ich Sie sogleich verlasse. Ich habe es sehr eilig.“

„Aber, wie kann ein Mann, der noch vor einer Minute entschlossen war, zu sterben, es eilig haben? Sie scherzen, Herr Samourai.“

„Keineswegs. Bedenken Sie, daß ich noch vor Tagesanbruch zu sieben oder acht Lieferanten gehen muß, um mir den Bauch aufzuschlitzen.“ *J. V.*

**Prager Elternstolz.** „Emil und die Detektive“, von Emil Kästner, kam Sonntag nachmittag im Weinberger Stadttheater zur tschechischen Erstaufführung. Seit Jahren wird dieses beste Kinderstück den deutschen Kindern Prags versprochen. Aber es bleibt beim Versprechen — angeblich wegen der Primadonnenhaftigkeit der Kinder oder ihrer Angehörigen, da jeder Elternstolz den Emil von seinem Kind gespielt haben will. *(Aus einer Kritik)*

## Notizen

Ich legte, was ich sonst nicht tue, die Beine auf den Tisch, und es geschah, daß ich mich etwas schämte, obwohl niemand im Zimmer und niemand im Hause war. Sie haben mich erzogen, merke ich.

★

Man müßte mir das erst ganz exakt nachweisen, daß es unter den Weibern keine Hexen gibt, die auf Besen aus dem Haus reiten. *Christian Bock*

Ein Parlamentsbeschluß aus dem Jahre 1770 in Frankreich besagt: „Wer auch immer einen männlichen Untertanen Seiner Majestät durch rote oder weiße Schminke, Parfüms, Essenzen, künstliche Zähne, falsche Haare, spanische Baumwolle, eiserne Korsetts, Reifen, Schuhe mit zu hohen Hacken oder falsche Hüften in die Bande der Ehe verlockt, wird wegen Hexerei bestraft, und die Ehe wird für ungültig erklärt werden.“

**Vorsicht.** In den alten Quittungsbüchern der Bromberger Allgemeinen Gesellenkrankenkasse befand sich wörtlich folgende Klausel: „Wer nach § 6 eine Krankenunterstützung in Anspruch nehmen will, muß solches dem Sekretariate vor Beginn der Krankheit anzeigen.“

**Der Scheidungsgrund.** Diana Towers wandte sich an das Gericht von Los Angeles mit der Bitte, sie von ihrem Gatten zu scheiden, weil dieser während einer Partie Bridge sie, die Frau, einen „Kopf ohne Hirn“ genannt hatte. Das Gericht sprach die Scheidung aus und erklärte den Gatten für schuldig. „Auch beim Bridgespiel“, führte der Richter aus, „hat der Mann seine Frau als Dame zu behandeln!“

**Unverbesserlich.** Die russische Zeitung „Pravda“ veröffentlicht die Selbstbekenntnisse eines Mannes, der, dank den russischen Ehe- und Scheidungsgesetzen, nacheinander mit 118 Frauen verheiratet war und sich soeben mit der 119. verheiratet hat.

## Kleine Gedichte

Von

Prof. Dr. A. E. Hoche

### Ehespruch

Das erotische Gerüste,  
Amors alte Werkzeugkiste,  
zarte Linien, runde Brüste  
und das fleischliche Gelüste —  
sie zerfließen nach und nach;  
darum von den hochverehrten,  
nicht von Zeit und Stoff beschwerten,  
seelentiefen Dauerwerten  
tut euch ein, was halten mag.

### Dein Lachen

Bannen mich so viele Meilen,  
und ich darf nicht zu Dir eilen,  
weiß, wie Fremde Dich umzwingen,  
laut in Deinen Garten dringen,  
fühle, wie sie nach Dir fassen —  
muß es doch geschehen lassen;  
nagend bleibt, was mich verstört:  
lachen — während ich mich sehne,  
lachen sollst Du nicht für jene,  
weil Dein Lachen mir gehört!

### Schlaflos

Aus tiefem Dunkel bin ich aufgewacht;  
was hat mich plötzlich um den Schlaf  
[gebracht?  
Der Regen nicht, der auf die Blätter  
[tropft,  
und nicht der Wind, der an die Fen-  
[ster klopft;  
aus eigenem Herzen weckt mit hellem  
[Schein  
mich jäh der Traum, von Dir geliebt  
[zu sein.  
Die wachen Sinne öffnen ihre Pforten  
nach ungesprochenen fernen Liebes-  
[worten,  
und wie die dunkeln Stunden leise  
[schleichen,  
beim Glockenschlag sich still die  
[Hände reichen,  
will ich die Arme um das Kissen falten  
und mit der blassen Liebe Zwiesprach  
[halten.

**Herzhaft lachen Sie** beim Lesen des neuen Buches

KARL SPRINGENSCHMID

### Am Seil vom Stabeler Much

232 Seiten

Leinen RM. 3,80



Echtes und urwüchsiges Bergbauerntum ist uns diesmal mit den Augen eines lustigen Beobachters gezeigt. Karl Springenschmid, bereits bekannt durch seinen Lebensroman des Sepp Innerkofler, ist einer der besten Schilderer der Tiroler Bauern. Was für Leute an dem Seil in die Berge geführt werden, wie sich das Leben der Bauerngemeinschaft des Pustertales abspielt, das geht in lustigen Bildern durch die Geschichte. Man kommt vom Lesen und Lachen nicht mehr los, wenn man damit begonnen hat.

Weiter erschien neu:

HANS FISCHER-STOCKERN

### Nur ein Österreicher

Roman, 240 Seiten Text, Leinen RM. 3,80

Dieser aktuelle Heimatroman verdient weiteste Verbreitung, denn das Buch ist im höchsten Maße geeignet, den gegenwärtigen Zwiespalt zwischen den Deutschen des Reiches und den Deutschen Österreichs zu überbrücken. Der Roman zeigt typische österreichische Gestalten, geht zeitlich vom Kriegsende bis zur Jetztzeit. Das Buch streift auch die Ereignisse der Gegenwart.

Zu beziehen durch Ihren Buchhändler!

**BERG VERLAG RUDOLF ROTHER • MÜNCHEN 19**

## Kleiner Knigge für den Umgang mit Vätern vierjähriger Töchter

*Der Ablauf der Dinge bringt es mit sich, daß man des öfteren nicht nur mit den Müttern, sondern auch mit den Vätern vierjähriger Töchter umgehen muß.*

*Bei diesem Umgang pflegen häufig Schwierigkeiten zu entstehen. Wie indes die Erfahrung lehrt, beruhen diese Schwierigkeiten meist darauf, daß es noch keine feste Technik für einen Umgang mit solchen Vätern gibt.*

*Man beachte deshalb die nachstehenden vorläufigen Richtlinien!*

### I.

Auch Väter vierjähriger Töchter sind in der Mehrzahl Menschen von ungefähr durchschnittlicher Geisteshaltung. Obwohl es ihnen die, die keine Väter vierjähriger Töchter sind, gemeinhin kaum auf den ersten Anhieb glauben werden.

Man muß ihnen allerdings von vornherein sachgemäß begegnen. Schon aus grundsätzlichen Erwägungen heraus wähle man daher anlässlich eines gelegentlichen Zusammentreffens einen Gesprächsbeginn, der möglichst ohne Umschweif auf die beiläufige Frage: „Sagen Sie, haben Sie eigentlich nicht zufällig mal wieder ein neues Bild von Ihrer Tochter bei sich...?“ zusteuert.

Bei der Betrachtung verlangt der gute Ton folgendes Verhalten: Lichtbilder von fremder Hand sind zumindest anderthalb Minuten lang zu besichtigen; ist die Aufnahme dagegen von dem Vater selbst hergestellt, so erfordert die Inaugenscheinnahme die Begutachtungsdauer einer halben Stunde.

### II.

Ein bekanntes Vorurteil nimmt an, daß sich Unterhaltungen mit Vätern vierjähriger Töchter tunlichst auf freundliche Äußerungen beschränken sollten, welche die höchst ungewöhnliche Anmut dieser Töchter zum Gegenstand haben.

Nach übereinstimmenden Verlautbarungen ist dies jedoch falsch. Wie nämlich aus zahlreichen Rundfragen unzweideutig hervorgeht, ist es auch angängig, diese Äußerungen durch entsprechend beifällige Bemerkungen zu bereichern, welche sich auf die außerordentliche Begabung, die wunderbare Klugheit und die erstaunliche Geschicklichkeit der erwähnten Töchter beziehen.

Desgleichen ist es statthaft, ihr gewandtes Benehmen zu rühmen. Anerkennende Hinweise auf die vorteilhafte Eigenschaft der Bravheit hingegen versuche man nur dort, wo sie ausdrücklich erwartet werden. Denn neunundneunzig von hundert Vätern legen gerade darauf nicht den geringsten Wert.

### III.

Man vergesse nie, daß Väter vierjähriger Töchter das selbstverständlichste Anrecht darauf haben, daß man ihren Kampf gegen den Aberglauben unterstützt, der den Besitz eines Sohnes für wünschenswert, ratsam und zweckmäßig hält.

Gesittung und Weltkenntnis empfehlen dabei zunächst folgendes: Man berichte in zwangloser Folge von den Unliebsamkeiten, welchen die Väter von Knaben in einem Leben ausgesetzt sind, das nur zu leicht (durch nicht erfolgte Versetzungen in der Schule, durch Mißlichkeiten in der Berufswahl und durch Widerstände in der Erwerbsmöglichkeit) von allen Seiten bedroht ist.

Von einer Darstellung des Gegenbeispiels sehe man hingegen ab. Denn wahrer Herzenstakt und echte Herzensbildung werden es (sobald das Gespräch bis hierhin gelangt ist) keinem Vater einer vierjährigen Tochter nehmen, sich jener Aufklärung in einem mehrstündigen Vortrag selbst zu widmen.

IV.

Wie der letzte Jahresbericht der Forschungsstelle für angewandte Väterkunde mit Recht hervorhebt, ist es unwahr, daß Väter vierjähriger Töchter lediglich mit uneingeschränkter und steter Bewunderung angeredet werden wollen.

Zumindest werden bestimmte freimütige Worte immer gern gehört. Sie sind sogar in der Form herabsetzender Beschimpfungen zulässig, die sich erfahrungsgemäß am einfachsten in Sätzen ausdrücken wie: „Ich möchte bloß wissen, wieso ein so schrecklicher Mensch zu einer so entzückenden Tochter kommt“ oder: „Um dieser Tochter willen nimmt man sogar ihren Vater mit in Kauf“.

V.

a) Väter vierjähriger Töchter dürfen, wenn sie von jenen Töchtern sprechen, nicht unterbrochen werden. Als Redezeit sind ihnen in jedem Falle wenigstens zwei Stunden zuzubilligen.

Wer diese Zeit nicht zur Verfügung hat oder nicht aufbringen will, gehe einem Umgang mit Vätern solcher Töchter aus dem Wege!

b) Väter vierjähriger Töchter sind lediglich im Nebenberuf Architekten, Beamte, Kunstschlosser, Kaufleute, Kapellmeister, Sparkassenvorsteher, Tiefbauingenieure oder Mittelgewichtsboxer. Im Hauptberuf sind sie Väter! Wer das nicht anerkennen will, gehe einem Umgang mit Vätern solcher Töchter aus dem Wege!

c) Väter vierjähriger Töchter sind der Tatsache gegenüber, daß es zwischen den 1 800 000 000 lebenden Zeitgenossen vermutlich 900 000 000 Väter vierjähriger Töchter gibt, unzugänglich. Sie haben dennoch ein Sonderschicksal! Wer es nicht glaubt, gehe einem Umgang mit Vätern solcher Töchter aus dem Wege!

Oder er warte, bis die Vierjährige vierzigjährig geworden ist...

*Harry Schreck*

DR. HANS HARTMANN

# Die jüngere Generation in Europa

100 Seiten  
RM. 2,40

KURT WOLFF VERLAG  
Der Neue Geist Verlag

# BÜCHER-QUERSCHNITT

*Franz Werfels neuer Roman.*

Eine Vornotiz zu diesem Buch\* unterrichtet, daß Werfel sein Werk im März 1929 bei einem Aufenthalt in Damaskus entwarf, als ihn der Anblick verstümmelter und verhungertes armenischer Flüchtlingskinder erschütterte. Die Austreibung der Armenier, von der Werfel erzählt, ist historisch; sie geschah im Jahre 1915 durch Enver Pascha und Talaat Bey. Viele Metzeleien waren unter Abdul Hamid vorangegangen, sie waren lokale Verfolgungen gewesen; diese Austreibung und Verschickung in die Wüste aber wollten die „armenische Frage“ ein für allemal lösen — durch totale Vernichtung des Volkes. Wenn trotz der grausam präzisen Maßnahmen Armenier gerettet wurden, so ist das in erster Linie dem Potsdamer Pastor Johannes Lepsius zu danken, der viele Jahre unter Armeniern gelebt hatte, sie kannte, liebte und schützte, der nicht müde wurde, mitten im Krieg das Gewissen der Menschen für diese unschuldigen Opfer der Staatsräson wachzurufen. Werfel hat diesem Streiter für göttliche Barmherzigkeit und duldsame Menschenliebe in seinem Buch ein wundervolles Denkmal gesetzt: ein Ohnmächtiger steht da und kämpft mit nichts als seinem Herzen gegen die Ungerechtigkeit. Unvergeßbares Standbild des deutschen Idealismus, der deutschen Humanität.

Auf dem Boden der historischen Überlieferung von der Austreibung der Armenier durch die Türken wächst eine epische Dichtung, die nicht nur durch ihre äußeren Ausmaße (über 1000 Seiten) das Große und Ungemeine sucht und erreicht, sondern auch durch ihre innere Konsequenz, durch ihr seelisches Gleichgewicht, durch ihren gestalterischen Reichtum. Eine ganze Welt stellt Werfel vor uns auf, eine Welt, die auf den ersten Blick eine fremde ist, die er aber unversehens in unsere verwandelt. Dieser unwegsame, urweltlich schöne Berg Musa Dagh, auf den sich 5000 Armenier mit Frau und Kind zurück-

\* *Die vierzig Tage des Musa Dagh.* Zwei Bände. Verlag Paul Zsolnay.

ziehen, um sich gegen ihre Peiniger zu wehren und ihre Heimat zu bewahren — er ist von uns allen mehr als einmal erlebt worden, die durch die Kriegsjahre gegangen sind. Und wir alle sind enthalten in diesem Armenier Gabriel Bogradian, der, „längst abgelöst von Volk, Staat, jeglicher Massengemeinschaft, ein geborgener, ein abstrakter Mensch“, lebte, der in der Stunde der Not seines Volkes wieder zu ihm findet und mit ihm verschmilzt. Gabriel Bogradian ist es, der seine Landsleute auf den Musa Dagh führt, sie durch die vierzig Tage ihres Widerstands zusammenhält und sie Stunde für Stunde mit seiner Tatkraft erfüllt.

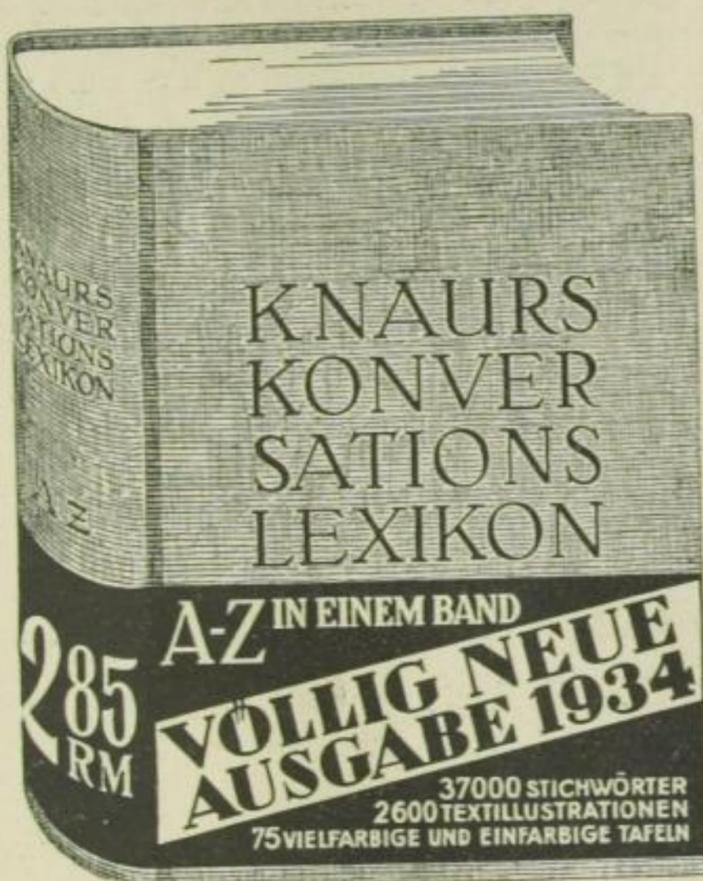
Werfels Roman ist immer Bewegung, ist immer Gestalt. Wie ein ungeheurer Strom wälzt er seine Flut talab und mündet in einem großen Delta, in dem man drei große Hauptarme unterscheiden kann. Der erste ist die Geschichte einer Christenverfolgung „von solchem Ausmaß, daß sie sich mit den berühmten Verfolgungen unter Nero und Diokletian nicht im entferntesten vergleichen läßt“. Der zweite ist das Epos vom Werden eines Volkes, von seinem Kampf um äußere und innere Existenz, von seinem Sieg über die immer neue Gedahr, die jedes Volk bedroht, daß es nämlich den formenden Sinn seines inneren Zusammenhalts verliert und amorphe Masse wird. Der dritte Hauptarm dieses epischen Stroms ist die Geschichte von dem Mann, der wieder Volk wird und der durch das Volk zu Gott emporwächst. Denn wenn am Schluß alle Überlebenden auf dem Musa Dagh gerettet werden, nur nicht dieser Mann mit dem zufälligen Namen Gabriel Bogradian, so geschieht das nicht darum, weil er etwa seinen Mut, und auch nicht, weil er sein Kind an den Tod und seine Frau an die „anderen“ verloren hat, nein, sondern darum, weil er Gott geschaut hat. Nicht in müdem Fatalismus endet Werfel, sondern mit einem mächtigen Sanktus, wobei seine Religiosität noch niemals zuvor so im Gleichgewicht ihrer inneren Kräfte war.

O. M. F.

Greta Garzarolli, Filmkomparsin Maria Weidmann. Verlag Rowohlt, Berlin.

Ein Buch, bei dem sich der Leser fragt, ob wohl die Vorgänge auf Wahrheit beruhen mögen, entbehrt auf jeden Fall der künstlerischen Wahrheit. So ergeht es dem Leser beim Lesen dieses Romans. Satzungeheuer wie diese: „Seine Hände zuckten über meinen Körper, verstrickten ihn in ein Netz von Gefühlspunkten und -verbindungen, packten die Brust, den Rücken, die Hüften und immer wieder die Brüste ...“ ließen es glaublich erscheinen, daß es keine Berufsschriftstellerin ist, die dieses Filmkomparsinnenschicksal erzählt — auch die Häufung ein und derselben Technik, wenn sie zurückliegendes Geschehen im Fortschreiten der Handlung dem Leser zur Kenntnis bringt, spräche dafür. Und man müßte der Schreiberin die Verantwortung für soziale Anklagen wie die zuwälzen, daß die Darstellung der Wasseraufnahme beim Kiepura-Film auf Tatsachen gegründet sei. Gegen diese Annahme spricht aber, daß das Dasein der Heldin gar nicht so typisch ist. Gewiß: die Nachbarschaft der Prostitution, die erotischen Erpressungen der Filmleute, die Aussichtslosigkeit der Karriere durch die Tatsache, daß sie sich ihr Brot durch Statisterie verdient — darin unterscheidet sich das Schicksal dieser einen nicht von vielen. Aber Maria Weidmann, das Kleinstadtmädchen, das mit einem Filmmenschen durchbrennt, nicht, weil es ihn liebt, sondern nur aus einem unbewußten Drang nach dem Unbürgerlichen, geriet, nach einer ersten, in ihrer Zufälligkeit banalen Liebeserfahrung, gleich an einen rechten Förderer und hat nur das Unglück, daß dieser Mann am gleichen Tage bei einem Autounfall umkommt. Inzwischen geht die Liebesgeschichte weiter — mit Widerlichkeiten, die noch aus dem Arsenal des sogenannten Kulturbolschewismus stammen. Ein Filmregisseur, der sie liebt, nimmt sich ihrer an; aber die Unterwelt des Films hat mehr Macht über sie als ihr künstlerisches Wollen: nun könnte es Charakter sein, daß sie diesem Manne nicht folgt, der lebens-

Ein vollständiges **285**  
Lexikon für nur **2 RM.**



ELIAS AUERBACH  
**WÜSTE UND  
GELOBTES LAND**

Geschichte Israels von den Anfängen bis zum Tode Salomos

Das vorliegende Werk eines der besten Kenner Palästinas verbindet mit dem wissenschaftlichen Ziel, der Forschung neue Ergebnisse und Erkenntnisse zu erschließen, die Aufgabe, dem Laien eine verständliche und lebensvolle Darstellung dieser für die Menschheitsgeschichte so überaus bedeutungsvollen Epoche zu vermitteln. Beides ist in hervorragendem Maße gelungen; denn wie die großen Meister der Geschichtsschreibung vereinigt Auerbach in sich die Fähigkeit analytischer Kritik mit der Gabe künstlerischer Intuition.

Mit 18 zum Teil farbigen Tafeln, Karten und Skizzen im Text  
Ganzl. RM. 16,— / Halbfranz RM. 18,—

**KURT WOLFF VERLAG**

wert genug gezeichnet ist, daß eine kunstbesessene Frau ihn aus Vernunft heiraten könnte; aber es ist keine große Liebe, die sie von diesem Wege abhält, sondern eine Liebschaft aus Schlampelei, die sie ihre Kameradschaft zu den Komparsen von der Filmbörse stärker empfinden läßt als alles andere. — Wäre der Roman künstlerisch gestaltet, so wäre der Schluß der Triumph eines Charakters; der Glaube der Heldin, sauber zu handeln, entstammte dann der gleichen Atmosphäre wie der Glaube des Filmvölkchens, immer verliebt zu sein — und vielleicht wird dieser Glaube gerade in der Kunst schöpferisch. Da aber die künstlerische Gestaltung fehlt, fehlt uns das Vertrauen zur Echtheit der Milieuzeichnung — und dieser Reiz gäbe dem Buch als einziger Berechtigung.

Lutz Weltmann

*Pearl S. Buck, Die gute Erde.* Roman. Zinnen-Verlag, Basel, Berlin, Wien.

Ein Buch von China, einem Fremden, Rätselhaften, und ein Buch vom Bauern, der überall derselbe ist. Die Verwobenheit des Tief-Bekanntens und Tief-Unbekanntens ist der außerordentliche Reiz dieses mit dem starken Atem großer Epik einfach und ergreifend erzählten Romans. Der arme chinesische Bauer, sein Land, seine Welt, seine Familie und sein Schicksal, das ihn durch Elend, die fremde große Stadt, Krieg und Revolution notwendig zur

ewigen Erde zurückführt, der Reichtum erwirbt und schließlich wie ein Patriarch sterben wird. Ewiges in fremdem Gewand, das Leben Chinas uns echt und unmittelbar genähert. Zu diesem Buch ist oft der Name Hamsun genannt worden, und es hält — höchstes Lob — diesem großen Vergleich stand. E. S. *Johann Rabener, Verurteilt zum Leben.* Rowohlt Verlag, Berlin.

Ein großangelegtes Erstlingswerk und eine unzweifelhafte gewaltige Talentprobe — künstlerisch, gedanklich, sprachlich. Einer, der sehen kann und etwas zu sagen hat, Lebendiges eigen hinstellt, und das heißt eben lebendig, und darüber hinaus denkt. Hier ist — einem Berliner Mordprozeß nachgebildet — das Inferno einer zugrunde gehenden bürgerlichen Jugend, mit allen Höllenfeuern des Verbrechens, des Geschlechts, des ohnmächtigen Geistes, der körperlichen Not und daneben einem schüchternen Flügelschlagen des Glaubens und der menschlichen Anständigkeit. Mit einer erbitterten Konsequenz und äußersten Verwegenheit dargestellt, die nur der Moralist aufbringt. Aber mit der kräftigen Hand des schöpferischen, also objektiven Menschengestalters. Wünschen würde man nur, daß der Autor, auf dessen weitere Entwicklung man wahrhaftig gespannt sein darf, die nicht häufigen und leicht vermeidbaren Sprachunreinheiten ein wenig überdenkt.

Esch.

Soeben erschien:

HEINAR SCHILLING

# WELTGESCHICHTE

Ereignisse und Daten von der Eiszeit bis heute

Ueber 800 Seiten mit 67 teils farbigen Bildern

Preis in Leinen gebunden RM. 5,—

In einer knappen, aber alles Wichtige hervorhebenden Darstellung wird zum ersten Male eine vergleichende Geschichte der Menschheit in zeitlicher Folge dargeboten. Der dramatische Verlauf des Völker- und Rassenlebens gelangt gerade in dieser Weltgeschichte, die jedes Datum von historischer Bedeutung bringt, eindringlich zum Ausdruck. Die vortreffliche Gliederung der Geschichtsperioden, die deutliche Heraushebung der welthistorisch folgenschwersten Ereignisse, die Übermittlung eines riesigen Stoffes mit einem Index von über 10000 Namen und 100000 Nachweisen machen dieses Buch für jedermann zu einer ebenso interessanten wie bereichernden Lektüre.

GUSTAV KIEPENHEUER VERLAG / BERLIN

638

Harold Nicolson, *Friedensmacher 1919*. S. Fischer Verlag.

Das soeben erschienene wichtige Buch von Harold Nicolson über diejenigen, die den Frieden von Versailles zusammengebraut haben, über die Friedens„macher“, vermittelt von den unseligen Vorgängen des Jahres 1919 einen vollständig neuen Eindruck. Es zeigt, daß die Friedenskonferenz eine Naturkatastrophe von nicht geringeren Ausmaßen gewesen ist als der Krieg selbst. Denn dieses Buch beweist mit einer den Leser bis ins Letzte überzeugenden Klarheit, daß die Lenker der Völker im Jahre 1919 sich über alle Torheiten und Fehler, die sie begingen, völlig im klaren waren und trotzdem dem Unheil nicht zu steuern vermochten, das sie als Folge der Friedenskonferenz für ganz Europa kommen sahen. Nicolson hat die ganze Konferenz mitgemacht, hat zahllose Gespräche mit den damaligen Beherrschern der Welt geführt und mit einer hellseherischen Kraft sondergleichen schon nach den ersten Wochen erkannt und in seinem Tagebuch niedergelegt, daß der gute Wille zu einem gerechten Frieden, der zunächst zweifellos vorhanden war, an der Organisation der Konferenz und ihren technischen Voraussetzungen, wie er es nennt, scheitern mußte. Genau wie die Völker Europas aus dem Krieg nicht mehr zurückkonnten, nachdem er einmal begonnen hatte — und mochten sie ihn für noch so verderblich halten —, genau so wenig konnten sie sich den unsichtbaren Gesetzen und Notwendigkeiten der Friedenskonferenz entziehen. Und wenn auch Nicolson und mancher andere, der wesentlich einflußreicher war als er, sich über die tragischen Irrtümer dieser Konferenz völlig im klaren waren: eine andere Form, Frieden zu schließen, war damals nicht möglich. Mit großer innerer Bewegtheit stellt Nicolson das fest. Das Buch ist meisterhaft geschrieben (und meisterhaft von Hans Reisiger übersetzt) — es ist nicht die Beschreibung eines Stückes Weltgeschichte, es ist eine sich von Seite zu Seite steigernde Chronik menschlicher Eigenschaften, menschlichen Denkens und Wirkens und — völligen Versagens. Die persönliche Anteilnahme des Autors an seinen Erlebnissen macht diese Schilderung zu einem der spannendsten und erregendsten Bücher, die über uns selbst und unsere Zeit erschienen sind. Besonders tragisch empfindet Nicolson die Rolle der Deutschen, die erst ganz spät zu der Konferenz zugelassen wurden, die mit absolut richtigen Einwendungen kamen und die infolge der damaligen Machtverteilung ihre Einwendungen nicht durchsetzen konnten, obwohl — und das ist das wahrhaft Tragische! — die Konferenz von der Richtigkeit dieser Einwendungen überzeugt war. Nicolson hat durch sein Buch und durch seine freimütigen Eingeständnisse seiner Heimat England und allen anderen Ländern Europas einen unermesslichen Dienst getan. Er hat gezeigt — und das wird man ihm besonders in Deutschland danken —, daß der Frieden von Versailles in seinen schädlichen Folgen nur durch die lauterste Selbstkritik überwunden werden kann.

Hans Rothe

**Siegfried von Vegesack  
Blumbergshof**

Geschichte einer Kindheit  
Pappband RM. 3,80, in Leinen RM. 4,50

„Das liebevoll und in einer klaren und schönen Sprache erzählende Buch vermag den Leser den Wirren und Nöten des Alltags zu entrücken und ihn in ein Gelände zu versetzen, das der Zauber des Vergangenseins umhüllt und verklärt.“ *Vossische Zeitung*

**Else Rabe**

**Die Schwestern Rohde**

Roman

Pappband RM. 4,80, in Leinen RM. 5,50

„Ein guter Familienroman, der sich von Anfang bis Ende mit Spannung liest, und der zu innerer Beteiligung zwingt. In dem Schicksal der fünf Schwestern spiegelt sich das deutsche Familienleben der letzten Jahre wider.“  
Käthe Miethe

UNIVERSITAS / BERLIN W 50

---

**MAX SCHELER**

*Vom  
Ewigen  
im Menschen*

Dritte Auflage. Neue,  
ungekürzte Ausgabe.  
750 Seiten Ganzleinen  
RM. 4.80

Uralte Einsichten der Philosophie wie der Theologie begegnen bei Scheler oft überraschend neuem, verjüngendem Ausdruck; andere erhalten nicht selten eine tiefsinnige Weiterbildung ... die meisterliche Kunst Schelers, den Leser immer in unmittelbare Nähe an die Sache zu führen, bewirkt, daß auch mißverständliche Deutungen niemals in Negationen steckenbleiben, sondern dem sachlich gerichteten Blick Wegweiserdienste leisten können.

Karl Eschweiler in seinem Hochland-Aufsatz „Religion und Metaphysik“

Dieses Buch gehört zu den wirkungsvollsten Büchern über Religion, weil es ein Extrem darstellt und darum unnachsichtlich zur Entscheidung aufruft. Man muß das Buch irgendwie hinter sich gebracht haben, um sein Gleichgewicht wiederzufinden, seine vorher vielleicht nur vegetative Balance geistig und bewußt wiedererobern.

Paul Wegwitz in der „Tat“

**In jeder guten Buchhandlung erhältlich. Prospekte fordern Sie bitte von**

**Der Neue Geist Verlag / Berlin**

---

*Walther Penck, Puna de Atacama.*

Bergfahrten und Jagden in der Cordillere von Südamerika.

I. Engelhorn's Nachf., Stuttgart.

Dieses Buch ist von einem Geologen und Bergsteiger geschrieben worden — nicht als Buch, sondern als eilige, am Lagerfeuer aufgezeichnete Stenogramme eines mühevollen, gefährlichen, abenteuerlichen Tageserlebens. Der Verfasser war Geologe, d. h. er gehörte zu jenen stillen, oft unscheinbaren Gelehrten, die mit der gleichmütigsten Miene von der Welt vom Elbsandstein sprechen, vom Mauna Loa, vom tibetanischen Löß, vom südafrikanischen Blueground — und die das überall mit eigenen Augen gesehen haben. Zur Wissenschaft von der Erde gehört eben, daß man die Erde wie seine Tasche kennt. Mit dem ersten Blick erkennt der Geologe eine Landschaft von Grund aus; Stein, Wasser und Pflanze bilden ihm eines — weshalb auch Goethe, der große Seher der Einheit, mit solcher Begeisterung Geologe war. Mit solch einem geschärften Geologenblick erforschte der Verfasser das riesige Bergwüstengebiet zwischen Argentinien und Chile und bringt sozusagen die Steine zum Reden — oft genug unter den entsetzlichsten Entbehrungen und Gefahren. Zugleich aber war Walther Penck ein begeisterter Bergsteiger. Es ist die Gefahr mancher schöner Sachen, von ihrem Fachjargon erstickt zu werden, und viele dürften von „Fünftausendern“ und „Zweier-Steigen“ weniger abgeschreckt sein als von eben diesen Bezeichnungen. Hinter alledem steckt aber das lebendige Gefühl der Hoheit und Heiligkeit der Berge, von denen zu uns Menschen Wasser kommen, Gesetze, Donner und Seligpreisungen. Zu diesen Bergsteigern aus innerem Beruf gehörte der Verfasser: er schildert den Bau eines Berges liebevoll-sachlich, wie ein Pferdezüchter ein Pferd — und ebenso begeistert dann vom Gipfel die Aussicht! Man wird in dem Buche die üblichen Südamerika-Utensilien nicht finden, als da sind: Offiziersrevolutionen, Pistolengekrache, Riesenschlangen und das allmählich monoton werdende „Ausglitschen im

eigenen Blute" — und so ist es schon möglich, daß es hauptsächlich die Menschen angehen wird, die mit dem leider früh verstorbenen Verfasser die Vorliebe teilen: für Geologie und für Bergsteigen.

*S. v. Radecki*

*Paul Wiegler, Das Haus an der Moldau.* Roman, Rowohlt, Berlin.

Mit dieser Intensität ist ein Raum, eine Stadt, ein Land vielleicht noch nie erlebt worden, noch nie zum Erlebnis geworden. Prag, Böhmen, das ganze alte Reich — mit fanatischer Genauigkeit in jedem Detail des Tatsächlichen und mit einer fernsten Innigkeit in der Folge jeder Schwingung der Tages- und Jahreszeiten, der Stimmung des Geschehens, der dumpfen Bewegung der Geschichte. Da ist die Politik, da sind die Kirchenfeste und Nationalfeiern, das Militär, die Beamten, die Bürgergarde, die Hökler. Da stimmt jede Ecke, jedes Lokal, die Reihenfolge der Läden, jedes Schild, die Namen der Straßen, Plätze, Kirchen, Parke, Theater, der Symbole, die mit einer unerhörten Treue, treuer als das falsche Objektiv jeder Kamera, einen umdrängen, den Kenner entzücken, den Fremden erst verwirren und dann in einen geradezu magisch-musikalischen Zustand des Vertrautseins versetzen, rufen unwiderstehlich, ohne ein Wort der Deutung und Erklärung, diese merkwürdige zerspaltene Stadt herbei, diesen Zustand, der Österreich-Ungarn geheißt hat. Und ebenso geht es mit den Menschen, die nur hier so existieren konnten, und mit ihren Schicksalen, die wie ausgespart sind aus dem Ganzen des Lebens. Es ist ein dichtes Ineinander, in dem die Stadt eine Psychologie in Stein, die Menschen eine fleischliche Architektur sind. In der Haltung des Berichterstatters, in dem ungreifbar ein seismographisch empfindlicher Lyriker zittert, zeichnet der Dichter in den ruhigen Wirbel dieses fast ungeheuerlichen Stadterlebnisses die Wege seiner Menschen, die uns sozusagen wortlos immer näher kommen und in ihrem unwiderruflich weichen Zugrundegehen schließlich erschüttern. Es ist ein Buch von seltsamer Wahrheit und trauriger Schönheit, ein Buch ohne Beispiel, eines der eigenartigsten, das ich je gelesen habe. *Ernst Schwenk.*

## Neuerscheinungen

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung

### Thomas Mann

#### Die Geschichten Saakobs

Roman. Geh. 5.50, kart. 6.50, Leinen 8.—,  
Halbleder 12.— RM

### Hermann Broch

#### Die unbefannte Größe

Roman. Geh. 3.—, kart. 3.80, Leinen 4.80 RM

### Joseph Conrad

#### Mit den Augen des Westens

Roman. Kart. 3.50, Leinen 4.80 RM

### Franz Liszt

#### Briefe an Marie Gräfin d'Algoult

Geh. 5.—, kart. 6.—, Leinen 7.50 RM

### Julius Meier-Graefe

#### Geschichten neben der Kunst

Mit 7 Zeichn. Geh. 3, kart. 4, Leinen 5 RM

### D. Lloyd George

#### Mein Anteil am Weltkrieg

Kriegsmemoiren. Geh. 7.50, kart. 9.—,  
Leinen 10.50 RM

### Max Mohr

#### Frau ohne Neue

Roman. Geh. 3.—, kart. 4.—, Leinen 5.— RM

### Harold Nicolson

#### Friedensmacher 1919

Geh. 5.—, kart. 6.—, Leinen 7.50 RM

**S. Fischer Verlag · Berlin**

*Der Große Brockhaus. Band XV.* Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig.

Zu drei Vierteln liegt der neue Große Brockhaus vollendet vor — und der fünfzehnte Band beweist wieder die vollendete Art dieses Lexikons, das deutsche Gründlichkeit mit wissenschaftlicher Objektivität vereint. Zwischen POS und ROB eine unübersehbare, nein, übersehbare Fülle der wichtigen und wichtigsten Dinge, die wir wissen wollen oder müssen. Vor allem liegen in diesem Zwischenraum zweier Buchstaben die großen Abschnitte über den Protestantismus und die Religionen im allgemeinen, die man gerade jetzt nachzulesen aktuellen Anlaß hat. Aktuell sind denn auch die Abhandlungen über das Reich und die Reform in Preußen — die Gliederung der jüngsten deutschen Ministerien ist da bereits enthalten. Und diese Gegenwartsnähe und Zeitgenossenschaft ist der bezeichnende Fortschritt in der Anlage des neuen Brockhaus: die früheren Lexika betrachteten die Dinge und insbesondere die Persönlichkeiten sub specie aeternitatis — der verjüngte Brockhaus aber folgt den Ereignissen und Menschen dicht auf den Fersen. Aus doppeltem Grund ist er also unentbehrlich. W.

*Heinar Schilling, Weltgeschichte.* Gustav Kiepenheuer Verlag, Berlin.

In einer knappen, aber alles Wichtige hervorhebenden Darstellung wird zum ersten Male eine vergleichende Geschichte der Menschheit geboten, seit Menschen den Erdball überhaupt bewohnen. Der dramatische Verlauf der Völker und Rassen gelangt in seinen unaufhörlichen Wellenbewegungen gerade in dieser Weltgeschichte, die jedes Datum von historischer Bedeutung bringt, eindringlich, ja gewaltig, zum Ausdruck. Die vortreffliche Gliederung der Geschichtsperioden, die prägnante Heraushebung der welthistorisch folgenschwersten Ereignisse, die Übermittlung eines riesigen Stoffes, machen dieses Buch für jedermann zu einer interessanten und bereichernden Lektüre. Das heroische Drama des Lebens der Menschheit ist in diesem Buch in einer ganz neuen Form gestaltet worden.

**Helene Nostitz**  
**AUS DEM ALTEN EUROPA**  
**MENSCHEN UND STÄDTE** Ganzleinen 3.75  
 Neue ergänzte Auflage RM. 3.

Die scharfen Übergänge und bunten Gegensätze unseres merkwürdigen, zerrissenen und doch in neuer Wiebergeburt lebenden Europa geben Anlaß, Bemerkenswertes aus Erlebnissen und Gesprächen als Bestätigung vergangenen Denkens und Lebens festzuhalten. So entstand dieses Buch in neuer Auflage — um neue Episoden (Sauptmann, Däubler, Hofmannsthal u. a.) bereichert —, das eine uns längst vergangen scheinende und in Wirklichkeit doch gar nicht so ferne Zeit auf-erleben läßt. Einige Namen mögen sagen, wem man in dem Buch begegnet: Fürst Münster von Derneburg, Konrad von Benedendorff und Sindenburg, Rainer Maria Rilke, die Duse, Caruso, Robin und Ritsch. In der Lebendigkeit der Darstellung, der Sauberkeit des Stils, in der geistigen Einstellung zu den Menschen und Geschehen und den feinen Impressionen liegt ein seltsamer Reiz. So werden diese Reminiscenzen zu einem Dokument einer für immer vergangenen Zeit.

**KURT WOLFF VERLAG / BERLIN**

An die Buchhandlung .....

Ich bestelle vom Kurt Wolff Verlag, Berlin NW 87

Modersohn-Becker, Briefe und Tagebuchblätter	Ganzleinen RM.	2,85
Rabindranath Tagore, Das Heim und die Welt	" "	2,85
Helene Nostitz, Aus dem alten Europa	" "	3,75
Urban Roedel, Matthias Claudius	" "	3,75
Max Scheler, Vom Ewigen im Menschen	" "	4,80
Gustav Freytag, Die Ahnen, 6 Romane in einem Band	" "	4,80
F. J. J. Buytendijk, Wesen und Sinn des Spiels	" "	4,80
Hans Hartmann, Dopolavoro, Der Faschismus dringt ins Volk	" "	2,80
Hans Hartmann, Die junge Generation in Europa	" "	2,40
E. Auerbach, Wüste und gelobtes Land	Kartoniert	14,—
	Ganzleinen RM. 16,—, Halbleder	18,—

Name: .....

Ort: .....

Ort und Datum: .....

Straße: .....

Wilhelm v. Scholz, *Perpetua*. Roman. Paul List Verlag, Leipzig.

Der deutsche Roman dringt neuerdings gerne in romantische Sphären, so etwa in die des Novalisschen Heinrich von Ofterdingen. Auch dieser mittelalterliche Roman Wilhelm von Scholzs, obwohl bloße Neubearbeitung, ist randvoll von lebensdeutenden Wahrträumen, Berührungen mit dem Ungeheuerlichen und mystischen Gesichtern des geahnten Höheren. Und wie bei den Romantikern überhaupt, so dient auch bei Scholz Grausamkeit, Zeitirrtum, ja Wahnsinn des Mittelalters dem Wohl der absoluten Poesie. Dieser Roman gehört zu dem die poetische Anschauung erweiternden, in Wirklichkeit endlosen Experiment, das europäische Romantik heißt. Voll einer experimentellen Abenteuerlichkeit, sehr geistreich, höchst dichterisch stellt sich dieses Buch dar. Es ist von einem eigentümlichen, verkappten Geistreichtum, der sicher nicht jedem Leser als solcher aufgehen wird. Und dessen Absicht es auch ist, gradehin ins Unterbewußte hinab zu wirken. Aber trotz dieser verborgenen Absicht und Anlage des Buches sind gewisse mystische Erörterungen in ihm oft nichts anderes als mystisch-poetisch gefaßte, blitzartige Einsichten eines höchst modernen Psychologen. Und ihre noch natürlichere Ausprägung wäre vielleicht die Art von Aphorismus, wie ihn die Lebenszögerer Chamfort und Amiel prägten. Diesem höchst eigentümlichen Geistreichtum des Buches entspricht auch seine fast einzige Schwäche: es ist eine zu einem Roman gedehnte Novelle. (Den angedeuteten Zusammenhang zwischen Geistreichtum und novellistischer Form in diesem Buch wird man bejahen, wenn man überhaupt dem Satz zustimmt: Die Novelle ist die geistreiche Seite der Epik. Worauf auch das Gerede vom „Falken der Novelle“ hinzielt, ein Gerede, das andererseits den Verhandlungen jenes Vereins entspricht, den man seinerzeit in Hamburg gründete, um die geistreichen Aussprüche des dort angekommenen Marquis Rivarol zu enträtseln.) Es ist nicht anzunehmen, daß irgendeine Renaissance-novelle eine geistreichere Fabel hat als der Scholzsche Roman. Hier gibt es zwei Zwillingschwwestern, die einander so ähnlich sind, daß sie von Liebhabern verwechselt werden. Ins Höhere, Metaphysische, das zu diesem Roman ja gehört, wird diese Erscheinung dadurch gehoben, daß die eine der Schwestern allverehrte Heilige, die andere eine öffentlich verbrannte Hexe ist. Der Autor gibt zwischen den Zeilen zu verstehen, daß es sich hier um eine Stellvertretung in der Sünde handelt, also um eine Art von moralischem Relativismus mystischer Art. Denn dadurch, daß die Hexe der Heiligen ihren Liebhaber wegnimmt — sie ähnelt ja der andern körperlich auf unvorstellbare Weise —, ist sie ein Sendbote des Schicksals, das die Heilige bloß heiligen Einwirkungen aufspart. Das Buch hat die zartesten Stellen, insbesondere ist die Jugend der Zwillingschwwestern wie mit einem Pastellstift gezeichnet. Dagegen ist die Schilderung des Hexenprozesses und der Hexenverbrennung weniger stark. Was aber wieder den Vorteil hat, daß man so durch die geschilderten Zeitläufte hindurch, also gerade an diesen schwächeren Stellen, das Jahr 1933 sieht und seine verhältnismäßige Unfähigkeit, Hexen zu verbrennen.

Karl Lohs

---

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Alfred Semank, Berlin. — Anzeigenverwaltung: Kurt K. Doerry, Berlin-Wilmersdorf, Laubenheimer Straße 26, Telefon Wagner 0192, Postscheckkonto Berlin 161191. — In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Gustav Wall, Wien I, Wollzeile 11. — Sendungen mit beigefügtem Rückporto an die Redaktion des Querschnitts, Berlin NW 87, Flensburger Straße 21. — Copyright by Kurt Wolff Verlag A.G., Berlin NW 87. — Nachdruck und Übersetzungen verboten.

Druck: R. Boll G. m. b. H., Berlin NW 7, Schiffbauerdamm 19

Der Querschnitt erscheint am Anfang des Monats und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner durch jede deutsche Postanstalt, laut Postzeitungsliste, oder direkt vom Verlag. Bezugsbedingungen siehe 1. Seite.

# FRIEDRICH KORN · ANTIQUAR

Berlin-Wilmersdorf, Emser Straße 3, Gartenhaus 1 Treppe

Telefon: H 6 Emser Platz 5905

Preiswerte schöne Bücher aus meinem Lager  
zu stark herabgesetzten Preisen

- Arnim, Achim v.:** Die Majoratsherren. Novelle. Mit 7 Lithographien von *Karl Thylmann*. München 1920. 8°. Or.-Pappband, reich vergoldet. 6.—  
Schönes graphisches Buch.
- Buber, Martin:** Vom Geist des Judentums. Reden und Geleitworte. München 1921. 8°. Or.-Halbleinenband. 2.—
- Corinth. — Rückert, Fr.:** Morgenländische Sagen und Geschichten. Aus dem Nachlaß herausgegeben von *L. Hirschberg*. Mit 4 signierten Or.-Radierungen von *Lovis Corinth*. Berlin 1919. Or.-Pappband mit reicher Deckelverzierung. Kopfgoldschnitt, sonst unbeschnitten. In Karton. 18.—  
Vorzugsausgabe in 25 nummerierten Exemplaren mit signierten Abzügen der Radierungen von den unverstählten Platten.
- Correggio. — Hagen, Oscar:** Correggio-Apokryphen. Eine kritische Studie über die sog. Jugendwerke des *Correggio*. Berlin 1915. 8°. Brosch. 1.—  
Wichtige kunsthistorische Studie.
- Dauthendey, Max:** Die Ammenballade. Neun Pariser Moritaten. Leipzig, Rowohlt, 1913. 8°. Or.-Pappband. 1.—  
1. Ausgabe.
- Ernst-Ludwig-Press. — Bacon:** Die Weisheit der Alten. Übersetzt von *J. Fürstenhagen*. Darmstadt 1926. Gr.-8°. Or.-Interimsband. 12.—  
500 nummerierte Exemplare 9. Jahresgabe der Gesellschaft Hessischer Bücherfreunde.
- Groth, K.:** Quickborn. Volksleben in plattdeutschen Geschichten dithmarscher Mundart. Leipzig, Insel, 1912. Gr.-8°. Or.-Halbfranzband mit goldgepreßtem Mittelstück. Kopfgoldschnitt, sonst unbeschnitten. In Karton. 14.—  
10. Buch der Ernst-Ludwig-Press. In 500 Exemplaren auf Bütten gedruckt.
- Gide, A.:** Der König Candaules. Übersetzt von *F. Blei*. Leipzig, Insel, 1905. Or.-Leinenband. 4.—  
In 600 nummerierten Exemplaren schwarz und rot gedruckt.
- Heynicke, Kurt:** Das namenlose Angesicht. Rhythmen aus Zeit und Ewigkeit. Leipzig 1919. 8°. Or.-Pappband. 3.15  
Das lyrische Hauptwerk des Kleistpreisträgers 1919.
- Hoffmann, E. T. A.:** Der goldne Topf. Ein Märchen aus der neuen Zeit. München 1920. Gr.-8°. Mit 12 Lithographien von *Karl Thylmann*. Illustrierter Or.-Pappband, Kopffarbschnitt. 6.—  
Die berühmten Lithographien des im Kriege gefallenen *Karl Thylmann* sind ein klassisches Meisterwerk moderner Illustrationskunst.
- Holzhey, H.:** Alt-Meißen. 10 handkolorierte Radierungen nach ausgewählten figürlichen Schöpfungen der Meißner Porzellanmanufaktur. Mit Einleitung von *E. Zimmermann*. Leipzig 1923. Qu.-Folio. Zitronenfarbene Saffianmappe mit feinsten Goldlinienverzierung auf den Deckeln, in der Mitte die Meißner Schwerter. In stoffgefüttertem Kasten (Holzhey u. Sohn). 32.—  
220 nummerierte Exemplare, von denen vorliegendes eines der Handexemplare des Künstlers. Prachtvolle Publikation.
- Italienische und englische Liebesbriefe.** Gesammelt u. herausgegeben von *P. Seliger*. Leipzig 1908. 8°. Brosch. 2.—  
*Dasselbe*, Or.-Halblederband, vergold. 3.50
- Kudrun.** München, Weber, 1911. Folio. Or.-Pergamentband. 18.—  
Herrlicher Monumentaldruck.  
*Dasselbe*, brosch. 10.—
- Schlegel, Fr.:** Lucinde. Mit 8 Abbildungen von *M. E. Philipp*. Berlin, Juncker, o. J. Flexibler blauer Or.-Saffianband. 9.—  
Vorzugsausgabe in 300 nummerierten Exemplaren auf Velin.

- Katalog 1:** Schöne Bücher aus der Sammlung eines bekannten Bibliophilen  
**Katalog 2:** Der bibliophile Teil der Archivbibliothek der Druckerei Drugulin (vergriffen)  
**Katalog 3:** Neuerwerbungen (Deutsche Literatur, Berlinensien, Illustrierte Bücher, Kunst Vorzugsdrucke) ist soeben erschienen.  
**Katalog 4** Bibliophiler Katalog der Archivbibliothek der Druckerei Drugulin  
**Katalog 5:** Wertvolle neuere Bücher zu stark herabgesetzten Preisen sind in Vorbereitung  
Interessenten bitte ich, meine Kataloge zu verlangen. Ich kaufe jederzeit ganze Bibliotheken und einzelne Werke von Wert aus meinen Spezialgebieten:  
*Bibliographie und Buchwesen / Deutsche Literatur in ersten Ausgaben / Deutsche und französische illustrierte Bücher / Neuere Kunstgeschichte / Vorzugsdrucke bekannter Pressen*

# DIE VOLKSAUSGABEN DES KURT WOLFF VERLAGES

<p>Paula Modersohn-Becker Briefe und Tagebuchblätter Mit einem Bild. Das schönste Geschenkbuch der deutschen Frau</p>	<h2 style="font-size: 2em;">2<sup>85</sup></h2>	<p>Diese Briefe hat ein Mensch geschrieben, der nie an Wirkung dachte, immer nur die Dinge um ihrer selbst willen sah. <i>Kölnische Zeitung</i></p>
<p>Rabindranath Tagore Das Heim und die Welt Der Roman der indischen Freiheitsbewegung</p>	<h2 style="font-size: 2em;">2<sup>85</sup></h2>	<p>Ein wahrhaft großer Dichter hat dies Werk geschaffen, und einer, der es nicht sein würde, wenn er nicht zuerst ein wahrhaft großer, guter und reiner Mensch wäre. <i>Hamburger Nachrichten</i></p>
<p>Frauenbriefe aus der Französischen Renaissance Herausgegeben und gesammelt von E. S. Gutfind. In herrl. Ausstattung mit Bildern, in Vallonleinen geb., hervorragend als Geschenkwerk geeignet</p>	<h2 style="font-size: 2em;">2<sup>85</sup></h2>	<p>Diese Briefe, ausgezeichnet gesichtet und übersetzt, sind lebendiger als so mancher Liebesbrief, der das Datum des heutigen Tags trägt. <i>Die Literarische Welt</i></p>
<p>Ernst Stadler Der Ausbruch Gedichte. Der Gesang der jungen Kriegsgeneration</p>	<h2 style="font-size: 2em;">3<sup>75</sup></h2>	<p>Wie Erlebnis und Dichtung in dem Dichter eins waren, so waren auch Mensch und Dichter in Ernst Stadler nicht zu trennen. <i>Der Deutsche</i></p>
<p>Auguste Rodin Die Kunst Die Gespräche des Meisters gesammelt von Paul Gsell. Das Brevier jedes Kunstfreundes. Mit 111 Tafeln</p>	<h2 style="font-size: 2em;">3<sup>75</sup></h2>	<p>Dieses Buch wird einst einen dokumentarischen Wert haben, denn es bringt die Meinungen und Anschauungen des größten Plastikers unserer Zeit unmittelbar zur Darstellung. <i>Der Tag</i></p>
<p>Helene Nostitz Aus dem alten Europa Ein fesselndes Dokument von den Menschen und dem Leben der Vorkriegszeit</p>	<h2 style="font-size: 2em;">3<sup>75</sup></h2>	<p>Aus dem Wunsch heraus, das Erlebnis des Lebens festzustellen, entstand dieses Buch, in das man sich hineinverliert, wie in die Tiefen einer Galerie, in der Bild an Bild hängt, Porträt wie Landschaft, Menschen wie Stadtgesichter. <i>Kreuzzeitung</i></p>
<p>Urban Noedl Matthias Claudius Ein deutsches Volksbuch</p>	<h2 style="font-size: 2em;">3<sup>75</sup></h2>	<p>Matthias Claudius hat als Dichter und als eine der reifsten Persönlichkeiten der deutschen Geistesgeschichte den Menschen unserer Zeit unendlich viel zu geben.</p>
<p>Max Scheler Vom Ewigen im Menschen Schelers unvergängliches Werk soll durch diese Ausgabe breiten Kreisen zugänglich gemacht werden</p>	<h2 style="font-size: 2em;">4<sup>80</sup></h2>	<p>Dieses Buch gehört zu den wirkungsvollsten Büchern über Religion. Man muß das Buch irgendwie hinter sich gebracht haben, um sein Gleichgewicht wieder zu finden, eine vorher vielleicht nur vegetative Balance geistig und bewußt wieder erobern. <i>Die Tat</i></p>

# Kölnische Zeitung

## 3 AUSGABEN:

AUSGABE A: KZ mit Stadt-Anzeiger, das Familienblatt Kölns

AUSGABE B: KZ mit Handelsblatt und Stadt-Anzeiger, die Verbindung eines Weltblatts mit vielseitiger städtischer Berichterstattung

AUSGABE C: KZ mit Handelsblatt, Reichsausgabe

# Kölnische Illustrierte

Bedeutendste west-  
deutsche Illustrierte

# SONNTAG MORGEN

Der neue Zeitungstyp  
jung - lebendig - aktuell

# 3

erstklassige Verlagserzeugnisse  
und erstklassige Werbeorgane

gehören mit an die Spitze  
jedes Propagandaplans!

VERLAG M. DUMONT  
SCHAUBERG/KÖLN

Z. 8° 1291